Sonntag, den 9. September 1928

Lodzer Volkszeitung

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem
Einzelnummer 30 Groschen

Nr. 251 Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit" beigegeben. Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zł. 4.20, wöchentlich Zł. 1.05; Ausland: monatlich Zł. 6.—, jährlich Zł. 72.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 30 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Petrikauer 109 Hof, links. Tel. 36-90 Postscheckkonto 63.508 Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends. Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30 bis 3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 12 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 40 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 50 Groschen; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag. 6. Jahrg.

Vertreter in den Nachbarstädten zur Entgegennahme von Abonnements und Anzeigen: Alexandrow: W. Rösner, Parzeczewska 16; Bialystok: B. Schwalbe, Stołeczna 43; Konstantynow: [illegible] 2; Ozorkow: Amalie Richter, Neustadt 505; Pabianice: Julius Walta, Sienkiewicza 8; Tomaschow: Richard Wagner, Bahnstraße 68; Zduńska-Wola: Johann Mühl, Szadkowska 21; Zgierz: Eduard Stranz, Rynek Kilinskiego 13; Zyrardow: Otto Schmidt, Hiellego 20.

Die Genfer Tagung.

Der polnisch-litauische Streitfall und die Beschwerde des Deutschen Volksbundes in Oberschlesien vor dem Völkerbundsrat.

Genf, 8. September. In der heutigen Vormittagssitzung des Völkerbundes sprach als erster Redner, mit lebhaftem Beifall begrüßt, der Bundespräsident der Schweiz, Motta. Nach Befürwortung des vom Sicherheitskomitee eingebrachten Kollektiv-Schieds- und Vergleichsverfahrens kam er auf die immer noch umstrittene Frage zu sprechen, ob der Völkerbundrat nur mit Einstimmigkeit oder in einfacher Mehrheit Gutachten beim ständigen Internationalen Gerichtshof im Haag einholen kann. Da nach seiner Auffassung die Einholung von Gutachten des Haager Gerichtshofes häufiger erfolgen sollte, brachte er einen Antrag ein, mit dem der Völkerbund aufgefordert wird, daß der Rat ein Gutachten über die Frage selbst beim Haager Gerichtshof einholen soll, um dadurch die bestehenden Zweifel zu beseitigen. Er unterstrich dann die außerordentliche Wichtigkeit der Abrüstungsfrage. Ein Versagen des Völkerbundes würde unter den Völkern die größte Enttäuschung hervorrufen. Zum Schluß ging Motta auf die Minderheitenfrage ein und erklärte unter Berufung auf seine Eigenschaft als Vertreter der italienischen Minderheit in der Schweiz, daß die unparteiische Anwendung der Minderheitenverträge eine der größten Sorgen aller derer sein müßte, die für die Festigung des Völkerbundes und des Friedens arbeiten.

Als nächster Redner sprach der ebenfalls mit Beifall begrüßte österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel. Oesterreich stehe, so führte er aus, seit der unter den Auspizien des Völkerbundes durchgeführten Sanierungsaktion in einem besonderen Verhältnis zum Völkerbund. Gewiß war diese Sanierungsaktion auch ein gutes Geschäft für alle Beteiligten. Wer jedoch nur das Geschäft in dieser Aktion erblickt, der sieht nicht alles. Die österreichische Sanierungsaktion ist ein geschichtliches Musterbeispiel der Erfolge internationaler Zusammenarbeit. Nach einem Hinweis auf die Unterzeichnung des Kellogg-Paktes und den Beitritt zu den Fakultativklauseln des Internationalen Haager Gerichtshofes führte Dr. Seipel aus, Oesterreich sei bereit, bei jeder Aktion, die Friedenspfänder schafft, mitzuwirken und mit allen Staaten Schieds-, Sicherheits- und Vergleichsverträge abzuschließen. Weitaus wesentlicher als die formale Friedensversicherung ist jedoch, daß an den praktischen Voraussetzungen für den Frieden gearbeitet wird. **Die bisherige Behandlung der Abrüstungsfrage durch den Völkerbund ist eine Enttäuschung** oder sagen wir, um nicht ungerecht zu sein: die Erkenntnis der geringen Möglichkeit, die der Völkerbund hat, in der Abrüstungsfrage vorwärtszukommen, ist eine Enttäuschung. In den Friedensverträgen wurde ausdrücklich jenen Staaten, die sofort abzurüsten hatten, die allgemeine Abrüstung versprochen. Der gegenwärtige Gesamtrüstungsstand ist dadurch, daß die technischen Kampfmittel während des Weltkrieges wesentlich vermehrt worden sind, ein effektiv viel stärkeres als der der Vorkriegsjahre. Möge die diesjährige Versammlung sich nicht mit bloßen dilatorischen Beschlüssen in der Abrüstungsfrage zufrieden geben, sondern einen positiven Schritt vorwärts machen. Die ganze Welt erwartet dies und das Ansehen des Völkerbundes hängt zum großen Teil von dieser Frage ab. Im zweiten Teil seiner Rede gab Bundeskanzler Seipel grundlegende Betrachtungen über das Minderheitenproblem. Er führte u. a. aus: Das Recht aller Völker und Stämme, an ihrer Muttersprache, an Art und Brauch ihrer Väter, an die Quelle ihrer kulturellen Eigenart und ihres Volkstums festzuhalten und sich ungestraft als Angehöriger eines Volksstammes zu bekennen, muß möglichst noch in die Satzungen des Völkerbundes übergehen. Glauben wir nicht, daß wir es in der Befriedung schon weit gebracht haben, wenn wir nicht einmal über die Elemente der Wissenschaft vom Frieden hinaus sind. Soweit daher die Minderheitenfrage in Betracht kommt, sind wir noch nicht weit vorwärts gekommen.

Der polnische Außenminister Zaleski, der als dritter Redner sprach, wandte sich im wesentlichen gegen alle von den bisherigen Rednern gegebenen Anregungen zum Abrüstungsproblem und zu der Minderheitenfrage.

Ein besseres Verfahren, als das bei der Vorarbeit für die Abrüstungs-Konferenz angewandte, gebe es nicht. Ein schnelleres Vorgehen würde die Gefahr des Scheitrens nur annehmen. Die Abrüstung müsse mit großem Ernst vorbereitet werden. Polen sei für die Abrüstung und deshalb für methodisches Vorgehen. Nach ausführlicher Ablehnung der von Sowjetrußland vorgeschlagenen totalen Abrüstung, unterstrich Zaleski, daß die wichtigste Voraussetzung für die Herabsetzung der Rüstungen nach polnischer Auffassung die Herstellung der Sicherheit lei. Polen lege deshalb den allergrößten Wert auf das Zustandekommen von regionalen Sicherheitsverträgen. Zaleski kam dann auf die Minderheitenfrage zu sprechen. Das Minderheitenproblem dürfe nicht zu politischen Vorstößen mißbraucht werden. Durch eine gemeinsame Konvention aller Völkerbundstaaten könnte das Problem, nach seiner Auffassung, noch gelöst werden. Die Vorschläge des holländischen Außenministers Beelaerts van Blookland auf Schaffung eines ständigen Minderheitenausschusses, denen sich Reichskanzler Müller und Bundespräsident Motta angeschlossen haben, lehnte er grundsätzlich ab. Das Bessere könne auch da leicht zum Feind des Guten werden. Er sei keinesfalls der Auffassung, daß die gegenwärtig zur Anwendung gelangte Methode für die Behandlung der Minderheitenfrage ernste Gefahren für den Frieden in sich trage. Das System des Dreierausschusses des Rates sei durchaus im Interesse der Minderheiten geschaffen worden. Wolle man die Schaffung eines ständigen Minderheitenausschusses erwägen, so könne das nur unter der Bedingung geschehen, daß die Idee der Verallgemeinerung des Grundsatzes des Minderheitenschutzes nicht geprüft werde.

Waldemaras als vierter Redner sprach ausführlich zum Kellogg-Pakt und beantragte, nach einer Würdigung seiner moralischen und juristischen Bedeutung, **den Völkerbundspakt dem Kellogg-Pakt anzupassen.** In bezug auf die Abrüstungsfrage gab er der Meinung Ausdruck, daß nach dem Zustandekommen des Kellogg-Paktes ein entschiedener Schritt zur Verwirklichung der Abrüstung wesentlich erleichtert.

Dieser formulierte Antreag des litauischen Ministerpräsidenten wurde in gleicher Weise wie der von Motta-Schweiz eingebrachte Antrag dem Tagesausschuß überwiesen.

Die Versammlung vertagte sich darauf auf 4.30 Uhr zur Vornahme der Wahl des Ersatzrichters des internationalen Haager Gerichtshofes für das zurückgetretene amerikanische Mitglied Moores. Die Generaldebatte wird erst in der nächsten Woche fortgesetzt.

Genf, 8. September. In der Nachmittagssitzung des Völkerbundrates wurden u. a. die in der letzten Zeit zwischen Danzig und Polen abgeschlossenen Vereinbarungen über die **Westerplatte** usw. ohne Aussprache zur Kenntnis genommen. Der Ratspräsident beglückwünschte die beiden Parteien zu dem Zustandekommen der Vereinbarungen und schloß sich dem Vorschlag des chilenischen Ratsmitgliedes Villegas an, daß diese Teilverständigung ein gutes Zeichen für die noch anstehenden Danzig-polnischen Fragen sein mögen.

Hierauf zog sich der Rat zu einer Geheimsitzung zurück, um die vorgesehene Wahl eines Mitgliedes in den ständigen internationalen Schiedsgerichtshof vorzunehmen. Gleichzeitig trat die Völkerbundversammlung im Reformationssaal zur Vornahme der Wahl des Ratsmitgliedes zusammen.

Genf, 8. September. Nach Wiederaufnahme der öffentlichen Sitzung des Völkerbundrates wurde die Beschwerde des Deutschen Volksbundes über die Verfolgung der deutschen Minderheit in Polnisch-Oberschlesien behandelt. Nach der Darstellung des deutschen Volksbundes ist das Element der öffentlichen Unsicherheit der Verband der Aufständischen, der die weiteste Unterstützung der polnischen Behörden genießt. In einem Verzeichnis, das nur einen Ausschnitt aus den häufigen Vorkommnissen darstellt, zählt der Volksbund 75 Fälle von Terrorakten auf. In fast allen angeführten Fällen blieben die Täter unermittelt. Ermittelte Täter werden erst nach längerer Zeit vor Gericht gestellt und wieder freigesprochen oder zu milden Strafen verurteilt. Alle diese Einzelheiten sind in dem von Urutia-Columbien erstatteten Bericht aufgezählt.

Die polnische Regierung gibt in einer Gegendarstellung der Meinung Ausdruck, daß ein großer Teil der Beschwerdefälle auf die besondere Lage in Oberschlesien zurückzuführen sei. Der Verband der Aufständischen soll nach der Darstellung der polnischen Regierung überhaupt keinem politischen Zweck dienen. Die polnische Regierung fügt hinzu, daß die Behörden fest entschlossen sind, ihre Verpflichtungen zu erfüllen.

Der Berichterstatter schlägt vor, von den in seinem Bericht auszugsweise wiedergegebenen Bemerkungen der polnischen Regierung Kenntnis zu nehmen und seine Zuversicht auszudrücken, daß nötigenfalls in Verfolg der noch schwebenden Untersuchungen die geeigneten Maßnahmen zur Bestrafung der Schuldigen ergriffen werden.

Staatssekretär von Schubert gab hierauf die Erklärung ab, daß er dem Bericht zustimme. Immerhin habe man aus den Bemerkungen der polnischen Regierung gesehen, daß es bei den zahlreichen Gewaltakten gegen die deutsche Minderheit nur in wenigen Fällen gelungen ist, die Täter zur Bestrafung zu bringen. Man kann daher die Sorge der Minderheit verstehen und ich hoffe, daß die vom Rat ausgesprochene Zuversicht sich so realisieren wird, um der Minderheit ein erhöhtes Gefühl der Sicherheit zu geben.

Der holländische Außenminister Beelaerts, der vor einigen Tagen im Völkerbundrat eine Verbesserung des Verfahrens zur Behandlung von Minderheitenbeschwerden angeregt hatte, gab der festen Erwartung Ausdruck, daß die polnische Regierung nunmehr auf entsprechende Maßnahmen treffen werde, um das Vertrauen der Minderheiten Oberschlesiens zu erhöhen. Nachdem der polnische Außenminister Zaleski dem Bericht und den Ausführungen des deutschen Ratsmitgliedes zugestimmt hatte, wurde der Bericht angenommen.

Eine weitere Beschwerde des Deutschen Volksbundes wegen der Einschulung deutscher Kinder in die Minderheitsschulen vom Juni d. J. wurde auf Vorschlag des Berichterstatters vertagt, da unter dem 24. August eine weitere Beschwerde über das Thema vom Volksbund eingereicht wurde. Schließlich wurde der Vorschlag des Berichterstatters über die Weiterleitung der Beschwerden an den Rat angenommen.

Hierauf begann der Rat mit der abermaligen Behandlung des polnisch-litauischen Streifalles. Der Bericht des holländischen Außenministers Beelaert van Blookland verweist auf die Dezember-Resolution des Völkerbundrates und stellt fest, daß durch die bisherigen direkten Verhandlungen zwecks Ausfindigmachung eines Modus vivendi zwischen den beiden Parteien die Beziehungen ohne Einvernehmen zwischen den beiden Ländern noch nicht hergestellt sind. Es würde der Wunsch des Rates sein, den Verhandlungen einen neuen Antrieb zu geben.

Genf, 8. September. Nach Wiederaufnahme der öffentlichen Sitzung beschäftigt sich der Völkerbundrat mit der Eingabe des Deutschen Volksbundes in Polnisch-Oberschlesien über 75 Fälle von Gewalttaten gegen Deutsche, die zum größten Teil der polnischen Aufständischen-Organisation zur Last fallen. Die polnische Regierung hat darauf entgegnet, daß die polnischen Behörden in 37 Fällen die Urheber hätten feststellen können, von den anderen Fällen habe sie jedoch keine Kenntnis erhalten. Der Rat nahm die Bemerkung der polnischen Regierung zur Kenntnis und sprach das Vertrauen aus, daß bei den in Gang befindlichen Untersuchungen geeignete Maßnahmen ergriffen würden, um die Schuldigen festzustellen. Die Beschwerden wegen der Behandlung der deutschen Schulen in Polnisch-Oberschlesien wurden vertagt, da die polnische Regierung dazu noch nicht Stellung genommen hat.

Der Rat nahm sodann den Bericht des polnischen Außenministers über den gegenwärtigen Stand der polnisch-liauischen Verhandlungen entgegen. Der Bericht schlägt die Entsendung von Sachverständigen vor, die unter Berücksichtigung der bestehenden Verträge an Ort und Stelle feststellen sollen, welche Mittel zur Beilegung des polnisch-liauischen Konflikts am besten anzuwenden seien. Die Sachverständigen sollen beiden Parteien ihre Feststellungen in kurzer Zeit mitteilen.

Die rumänische Regierung hat der Genfer Völkerbundsbehörde in einem Schreiben mitgeteilt, daß sie für die direkten Verhandlungen mit Ungarn über den Optantenstreit drei Unterhändler bestimmt habe, darunterden rumänischen Gesandten in Berlin. Als Verhandlungsort wird von Rumänien-Paris vorgeschlagen.

Eine rumänische Note in der Optantenfrage.

Genf, 8. September. Die rumänische Regierung hat dem Generalsekretär des Völkerbundes eine Note zugestellt mit der Mitteilung, daß sie sich in der Frage des rumänisch-ungarischen Optantenstreits an die Entscheidungen des Völkerbundrates vom Juni dieses Jahres hält, durch die beide Parteien zur Regelung dieser Streitfrage auf dem Wege direkter Verhandlungen angewiesen worden waren. Die rumänische Regierung ernannte ihrerseits zwei Unterhändler, darunter den rumänischen Gesandten in Berlin. Als Verhandlungsort wird von Rumänien Genf vorgeschlagen.

Hughes Nachfolger von Prof. Moore.

Genf, 8. September. Der frühere amerikanische Staatssekretär Hughes ist heute nachmittag vom Völkerbundrat in einer geheimen Sitzung einstimmig als Nachfolger des zurückgetretenen Prof. Moore zum Mitglied des ständigen Internationalen Gerichtshofes im Haag ernannt worden. In der Völkerbundsversammlung, die gleichzeitig zur Wahl des Nachfolgers zusammengetreten war, erhielt Hughes 41 von 48 Stimmen.

Die Besprechungen über die Räumungsfrage.

Genf, 8. September. Nachdem bereits gestern die Besprechungen zwischen dem Reichskanzler Müller und dem französischen Außenminister Briand über die Frage der Rheinlandräumung stattgefunden haben, fand heute eine Zusammenkunft zwischen Reichskanzler Müller und dem englischen Unterstaatssekretär Lord Cushendun statt. An der Besprechung, die im Hotel „Beau Rivage", dem Sitz der englischen Delegation stattfand, nahmen Staatssekretär von Schubert und der Privatsekretär Lord Cushenduns teil. Der Reichskanzler legte in ausführlicher Weise den deutschen Standpunkt dar. Lord Cushendun erklärte sich bereit, die Besprechungen in der geplanten Form vorzunehmen und ihren Gegenstand auch in einer gemeinsamen Besprechung der Beratungsmächte zu erörtern.

Berlin, 8. September. Wie die Blätter aus Genf erfahren, wird der Reichskanzler heute die Räumungsfrage auch bei den anderen interessierten Mächten zur Sprache bringen.

Zur Wiederaufnahme der deutsch-polnischen Wirtschaftsverhandlungen.

Morgen treffen sich die Delegationsführer Dr. Hermes und Dr. v. Twardowski, um die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen in Fluß zu bringen. Aber man soll die Erwartungen nicht überspannen, mit einem Abschluß in diesem Jahr ist nicht zu rechnen, da im Verlauf der Verhandlungen eine Reihe von neuen Schwierigkeiten eintreten werden, was man aus mancherlei Andeutungen der polnischen Presse ersehen kann. Den Auftakt dazu gab der Ministerpräsident selbst, der von einer Aktivierung der polnischen Handelsbilanz sprach und diese zu erreichen hofft, indem der Export gehoben, der Import gesenkt werden muß. Wie man dies erreichen will, sagt man zwar nicht, aber Drosselung des Imports bedeutet praktisch Aufrechterhaltung oder Erweiterung der bisherigen Zölle, deren Herabsetzung gerade deutscherseits verlangt wird. Es hat sich im Verlauf der Jahre gezeigt, daß die polnische Industrie, soweit sie existenzfähig ist, sich stabilisiert hat und in der deutschen Konkurrenz einen unerwarteten Rivalen fürchtet, der die bisherige Aufstiegsmöglichket unterbindet. Hinzukommt, daß deutscherseits in bezug auf Kohlen und Schweine nicht die Zugeständnisse gemacht werden können, die Polen erwartet, und die erste Abbruchsmöglichkeit ist bereits vorhanden. Es braucht gewiß nicht so zu kommen, aber man wird schon zur rechten Zeit diese Momente hervorzuheben wissen.

Auf deutscher Seite sind eigentlich die Schweineeinfuhr und die Kohlen die Hauptschwierigkeiten, wenn man von der Auslegung der Grenzzonenordnung absieht. Was die Kohlen betrifft, so glauben wir, daß die polnische Konkurrenz bestimmt nicht so gefährlich wirken kann, wie man sie darstellt, und hier wäre auch eine Verständigung möglich. Gewiß müßten dann auch polnischerseits ehrliche Konzessionen gegeben werden, was man bisher leider nicht als Tatsache hinnehmen kann. Man spricht viel von der Bereinigung der politischen Atmosphäre, aber diese ist es, die leider noch mehr verunreinigt wird, so daß eigentlich der Verständigungswille nur innerhalb der Sozialdemokratie besteht.

Während deutscherseits zu den polnisch-deutschen Verhandlungen nur die Erklärung des Reichskanzlers vorliegt, haben sich polnische Staatsmänner wiederholt zum Stand der Situation geäußert, allerdings in sehr optimistischem Sinne, dabei aber politisch soviel Schnitzer gemacht, daß man an einem ehrlichen Verständigungswillen zweifeln muß. Betrachtet man die politische Atmosphäre, in welche die deutsch-polnischen Verhandlungen fallen, so wird man sie am allerwenigsten als günstig bezeichnen können. Da schweben die Beschwerden der deutschen Minderheit in Polen gegen Polen, und die Warschauer Regierungspresse wird nicht müde, zu erklären, daß dies die Arbeit deutscher Reichsstellen ist, wofür nicht der Schatten eines Beweises erbracht werden kann, ferner der Konflikt mit Litauen, in welchen Deutschland leider polnischerseits miteinbezogen wird und weiter die russisch-deutschen Beziehungen, so daß genug Stoff vorhanden ist, der die Verhandlungen auf beiden Seiten mit einer so großen Vorsicht umgeben wird, daß die Delegationsführer einfach darauf lauern werden, wann sich Gelegenheit bietet, aus der schwülen Atmosphäre der Verhandlungen in frische Luft zu gelangen, das heißt, die Verhandlungen wieder einmal auf längere Zeit, zu einer besseren Situation zu verschieben. In der polnischen Presse kann man denn auch in allen Varianten vernehmen, daß sich Polens wirtschaftliche Entwicklung während des Wirtschaftskrieges ganz gut angelassen hat und daß man auch ohne die deutsche Einfuhr auskommen wird. Man glaubt weiter, ohne den deutsch-polnischen Wirtschaftsvertrag auszukommen, und das ist jenes Moment, welches den polnischen Verhandlungsleitern eine gewisse Stärke verleiht, sie zu Konzessionen wenig geneigt macht.

Wer eine ehrliche Verständigung beider Staaten will, muß zugeben, daß heut trotz aller Versicherungen der Optimisten die Situation wenig geeignet ist. Wir würden uns jedoch sehr angenehm enttäuscht fühlen, wenn die Verhandlungen wirklich erfolgreich enden würden.

Heute Abreise der deutschen Delegation nach Warschau.

Berlin, 8. September. Morgen wird unter Führung des Reichsministers a. D. Hermes die deutsche Delegation für die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen nach Warschau abfahren, wo am Montag die allgemeine Eröffnungssitzung und die Konstituierung der einzelnen Kommissionen vorgesehen ist.

Der Staatspräsident nimmt an den Manövern teil.

Staatspräsident Moscicki hat sich vorgestern nach Lomza begeben, um den Manövern beizuwohnen, die bei Rozan stattfinden. In seiner Begleitung befinden sich Oberst Glogowski, Chef des Militärkabinetts des Staatspräsidenten, und Oberstleutnant Fried. Die Leitung der Manöver hat bekanntlich General Rydz-Smigly inne.

Polens Militärattaches bleiden den deutschen Manövern fern.

Ein Berliner Blatt befaßte sich kritisch mit der Teilnahme von fremdländischen Militärattaches an den Manövern der 1. Division, wobei auch von der Teilnahme polnischer Offiziere die Rede war. An zuständiger Stelle verweist man demgegenüber auf die kürzliche Veröffentlichung über die Manöverbeteiligung fremdländischer Militärattaches und Offiziere, unter denen polnische Offiziere nicht aufgeführt waren. Ein diesbezüglicher Antrag ist von polnischer Seite auch von vornherein nicht gestellt worden.

Parteitag der P. P. S.

Die polnischen Sozialisten halten in diesem Jahre wieder einen Parteitag ab und zwar diesmal inSosnowice vom 1. bis 4. November. Auf der Tagesordnung stehen u. a. Berichte über die parlamentarische Arbeit der Sozialisten, über die auswärtige Politik, über die Selbstverwaltungsarbeit in Stadt und Land, über die wirtschaftliche Lage und über die Frage der Altersversicherung.

Litauens Beitritt zum Kellogg-Pakt.

Genf, 8. September. Der litauische Gesandte in Berlin, Sidzikauskas, Mitglied der litauischen Delegation beim Völkerbund, hat gestern in Bern dem Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Wilson, einen Brief über den Beitritt seines Landes zum Kellogg-Pakt überreicht. In einem Begleitschreiben wird auch die Wilna-Frage erwähnt, in bezug auf die Litauen alle Vorbehalte ausdrückt. Diese Vorbehalte haben jedoch nicht, wie versichert wird, die Bedeutung der Begrenzung der litauischen Zustimmungserklärung.

Blutige Ausschreitungen in Litauen.

In dem Städtchen Wolkawiel, 20 Kilometer von der polnisch-litauischen Grenze, kam es in der Nacht zu Freitag zu schweren Ausschreitungen. Die Bande des Obersten Grigoliczius-Grylynski, die sich „Legion der eisernen Soldaten" nennt, durchzog plündernd die Straßen der Stadt. Dabei wurden 23 Personen schwer verletzt. Wie die Untersuchung ergab, soll der stellvertretende Steuerinspektor Ajkadaricius die Bande angeführt haben.

Unruhen in Spalato.

Der österreichische Konsul verletzt.

Mailand, 7. September. Wie die Blätter melden, ist bei den Demonstrationen in Spalato, die gegen den jugoslawischen Arbeitsminister gerichtet waren, der österreichische Konsul, der sich zur Zeit der Zwischenfälle im Cafe Central befand, durch einen Demonstranten verletzt worden. Er erhielt einen Schlag auf den Kopf und mußte ins Krankenhaus überführt werden. Auch der Direktor der Sparkassenabteilung in Spalato wurde verletzt.

Tagesneuigkeiten.

Registrierung des Jahrganges 1910. Am Montag haben sich in der Petrikauer 212 die Männer des Jahrganges 1910 zu melden, die im Bereich des 3. Polizeikommissariats wohnen und deren Namen mit den Buchstaben E bis G beginen, sowie diejenigen mit den Anfangsbuchstaben N bis Sz, die im Bereich des 8. Polizeikommissariats wohnen. (p)

Weitere Zunahme der Streikaktion gegen die Straftabellen. Wie wir erfahren, sind gestern der Streikaktion gegen die Arbeitsreglements und Straftabellen zwei neue Fabriken beigetreten, und zwar Eisenbraun, Kilinskiego Nr. 228, in der 600 Arbeiter beschäftigt sind, und Kirschbaum, Kilinskiego 194, in der 400 Arbeiter beschäftigt sind.

Das Kartell der Klassenfachverbände für den Kampf um den Unterhalt. Das Lodzer Kartell der Klassenfachverbände sendet uns folgende Mitteilung: Im Zusammenhang mit den letzten politischen Umgruppierungen hat das Lodzer Kartell der Klassenfachverbände durch 6 Sitzungen hindurch seine Stellungnahme besprochen und schließlich in der letzten Sitzung, an der die Verwaltungen aller Klassenfachverbände telnahmen, beschlossen, mit dem gegenwärtigen Regime und dem Kapitalismus um die Verbesserung der Lage der Arbeiter einen Kampf aufzunehmen. Das heißt, die Verbände, die bisher schon ziemlich scharf und radikal aufgetreten sind, wollen von jetzt ab vollkommen rücksichtslos vorgehen und in der nächsten Zeit eine wirtschaftliche Aktion auf breiter Grundlage in die Wege leiten. Wie wir erfahren, wird das Lodzer Kartell in der nächsten Zeit im Zusammenhang mit der Stellungsänderung einen Aufruf an die Arbeiter erlassen und darin seinen Standpunkt vertreten. (p)

Die Ueberführung der sterblichen Ueberreste Fabiszs und Florczaks nach Alexandrow. Bereits vor 8 Uhr versammelten sich auf dem Baluter Ring zahlreiche Delegationen der P. P. S., der Fachverbände und der verschiedenen Organisationen, von wo aus die Fahrt nach Beldow bei Alexandrow angetreten wurde, wo die sterblichen Ueberreste Fabiszs und Florczaks bisher gelegen haben. Zu der Exhumierung hatten sich auch der Lodzer Stadtpräsident Ziemiencki, der Starost Rzewski, der Polizeikommandant des Lodzer Kreises Nowak, und eine ganze Reihe von Vertretern privater Organisationen eingefunden. Am Grabe hatten Delegationen der P. P. S., des Stadtrates, des Magistratspräsidiums, der Hauptverwaltung des Verbandes ehemaliger politischer Gefangener, der Frauenabteilung der P. P. S., der Bezirkskommission der Fachverbände, der Verwaltung des Angestelltenverbandes der gemeinnützigen Betriebe, der Deutschen Sozialistischen Arbeiterpartei mit dem Abg. Emil Zerbe an der Spitze, der Poalej Zion, des Bund und des Straßenbahnerverbandes Aufstellung genommen. Ferner waren besondere Delegationen aus Warschau, Tomaschow, Pabianice, Zdunska Wola, Kalisch, Alexandrow, Ruda Pabianicka, Konstantynow, Zyrardow, Petrikau, Kielce und Plock engetroffen. Nach Eintreffen der Vertreter der Staatsbehörden und des Kreisarztes Dr. Nowicki wurde die Exhumierung der Leichen vorgenommen, deren Ruheplatz von dem bereits im Jahre 1905 amtierenden Schulzen Josef Ziombka gezeigt wurde. Zuerst wurden die Gebeine Fabiszs und dann die Florczaks zutage gefördert. Nachdem diese in besonders mitgebrachten Särgen untergebracht waren, setzte sich der Zug unter dem Gesang der Roten Fahne nach Alexandrow in Bewegung, wo er vor dem Magistrat Halt machte. Um die Särge herum nahmen die zahllosen Fahnen Aufstellung. Als erster ergriff der Bürgermeister von Alexandrow das Wort, der die Anwesenden aufforderte, die Toten durch ein Schweigen von einer halben Minute zu ehren. Nachdem er die Taten der beiden Toten geschildert hatte, ergriff Abg. Szczerkowski das Wort, der den Kampf um die Unabhängigkeit Polens während der Zarenzeit schilderte. Im Namen der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei sprach Abg. Zerbe und im Namen des Bund und der Poalej Zion Stadtw. Milman. Nachdem die Kapelle noch einmal die „Rote Fahne" gespielt hatte, wurden die Särge in einem besonders erbauten Saale untergebracht, wo sie bis heute vormittag 11 Uhr bleiben. Die Totenwache wird von 5 Kämpen aus dem Jahre 1905 gehalten. (p)

Die Einheitsfront der Linksparteien bei den Lodzer Krankenkassenwahlen. Gestern abend traten im Saale der Bezirkskommission der Berufsverbände die Vorstände der Berufsklassenverbände zu einer Konferenz zusammen, in der nach Erörterung aller mit den bevorstehenden Wahlen für die Krankenkassenverwaltung in Zusammenhang stehenden Fragen beschlossen wurde, einen allgemeinen Wahlblock zu bilden, der alle sozialistischen Parteigruppen mit Ausnahme der Kommunisten umfassen würde. Die so geplante Einheitsfront aller sozialistischen Gruppen dürfte noch im Laufe der kommenden Woche zustande kommen, und zwar nach unmittelbarer Fühlungnahme der maßgebenden Faktoren der einzelnen Parteigruppen, und zwar der P. P. S., der D. S. A. P., dem „Bund" und dem „Paolej Zion". Der Zeitpunkt des Zusammentritts einer gemeinsamen Konferenz der zur Bezirkskommission gehörigen Verbandsleitungen wird noch besonders bekannt gegeben werden.

Strafen wegen Nichteinhaltung des Gesetzes über den Achtstundentag. In der vergangenen Woche hat das Arbeitsinspektorat eine ganze Reihe von Protokollen gegen Firmen aufgesetzt, die das Gesetz über den achtstündigen Arbeitstag nicht eingehalten haben. Folgende Firmen wurden zur Verantwortung gezogen: A. Prussak, Gdanska Nr. 137/139, Gebr. Teitelbaum (Grabowa 5), M. Warszawski (Przendzalniana 20), Gebr. Brzygorski (Petrikauer 104), K. Podstolski (Nawrot 33), Kagan, Geisenberg und Co. (Petrikauer 167), Smarzynski, Milobendzki und

Malewski (Neue Senatorska 7). Die Protokolle wurden dem Gericht übergeben. (p)

Allpolnischer Mieterkongreß. Heute und morgen findet in Lemberg ein allpolnischer Mieterkongreß statt, auf dem in erster Linie die Novellierung des Gesetzes über den Ausbau der Städte besprochen werden soll. Der Lodzer Mieterverband „Lokator" hat zu diesem Kongreß seine Verwaltungsmitglieder Jan Hanemann und Josef Endrichs entsandt. Das Referat über den Ausbau der Städte hält Herr Hanemann.

Weitere Auszeichnung der Feuerwehrsieger. Nach Beendigung der Feierlichkeiten im Zusammenhang mit der Begrüßung der Siegermannschaft der Feuerwehr, wurden den Mitgliedern dieser Mannschaft Sigmund Smiel, Rudolf Schmidt, Alfons Schwarzholz, Otto Grzelik und Theodor Lauk nach einer vorangegangenen Rede des Führers des 2. Zuges, der ihnen den Dank für die würdige Vertretung der Stadt ausdrückte, goldene Feuerwehrsterne an der seidenen Schnur überreicht. (p)

Die Lodzer Eisenbahnfeuerwehr Wojewodschaftsmeister. Gestern wurde nach eingehender Berechnung aller Punkte aus den Kämpfen der Eisenbahnfeuerwehren, die am 26. August auf dem Hallerplatz stattfanden, festgestellt, daß der erste Preis und damit die Meisterschaft der Lodzer Wojewodschaft der Feuerwehr des Lodzer Kalischer Bahnhofs zugefallen ist, die trotz ihres erst zweijährigen Bestehens und der sehr primitiven Einrichtungen doch das beste Resultat erzielte. Angeführt wurde diese Mannschaft von Heinrich Wagner. Den zweiten Platz errang die Wehr aus Radomsk, den dritten aus Petrikau. Von den in der Lodzer Wojewodschaft bestehenden 9 Eisenbahnfeuerwehren waren 6 erschienen, von denen aber nur drei an den Kämpfen teilnahmen. (p)

Vollständige Tabelle der Gewinne der Staatslotterie. Von verschiedenen Lesern ist der Wunsch geäußert worden, die vollständige Tabelle der Gewinne der Staatslotterie in der Zeitung zu veröffentlichen. Da dies unmöglich ist, werden wir weiter nur die größeren Gewinne in der Zeitung veröffentlichen, während die vollständige Tabelle der Gewinne in der Geschäftsstelle der „Lodzer Volkszeitung" zur Einsicht ausliegen wird. Wir bitten unsre gesch. Leser, von dieser Neuerung ausgiebig Gebrauch zu machen.

Von einem Pferde arg zugerichtet. Auf dem Baluter Ring wurde der 30 Jahre alte Stefan Gogolewski, wohnhaft Zielona 26, von einem Pferde so unglücklich getreten, daß ihm 4 Rippen gebrochen und die Lunge beschädigt wurde. (p)

Unfälle. Die 30 Jahre alte Napiurkowskiego 53 wohnhafte Jadwiga Ognatowska wollte in der Petrikauer in der Nähe des Hauses Nr. 99 aus einer fahrenden Straßenbahn springen. Dabei stürzte sie hin und zog sich bedenkliche Verletzungen zu. — In der Petrikauer wurde der 37 Jahre alte Wolf Gepner aus Ruda-Pabianicka von einer Straßenbahn erfaßt und zu Boden gerissen. Dabei schlug er mit dem Kopf so heftig auf das Straßenpflaster auf, daß er sich einen Schädelbruch zuzog. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft brachte den Verunglückten nach der städtischen Krankenstelle. (p)

Ueberfahren. Auf der Chaussee Lask—Pabianice wurde in der Nähe des Dorfes Chechlo der 16 Jahre alte Franciszek Muszynski von einer Autodroschke überfahren, die von dem Chauffeur Przybylski gelenkt wurde. Muszynski zog sich dabei so schwere Verletzungen zu, daß er in bedenklichem Zustande nach einem Krankenhaus in Pabianice geschafft werden mußte. Der Chauffeur wurde zur Verantwortung gezogen. (p)

Unfall. Der Sikawska 2 wohnhafte Stanislaw Kaluzny wurde, als er mit dem Ausbessern des Brunnens beschäftigt war, vom Treibriemen erfaßt und erheblich verletzt. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft erteilte ihm die erste Hilfe.

Die Flucht aus dem Leben. Die 18 Jahre alte Helena Bukowska, Petrikauer 189 wohnhaft, versuchte im Torwege durch Genuß von Jod ihrem Leben ein Ende zu machen. — Die 27 Jahre alte Scheindla Milch trank in selbstmörderischer Absicht ein größeres Quantum Jod. In beiden Fällen erteilte ein Arzt der Rettungsbereitschaft die erste Hilfe und beseitigte jede Lebensgefahr. (p)

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken. F. Wojcickis Nachf., Napiurkowskiego 27, W. Danielewski, Petrikauer 127, P. Zlinicki u. J. Cymer, Wulczanska 37, Leinwebers Nachf., Platz Wolnosci 2, J. Hartmans Nachf., Mlynarska 1, J. Kahane, Alexandrowska 80. (p)

17. Staatslotterie.

5. Klasse. — 3. Tag.

(Ohne Gewähr.)

15 000 Zl. Nr. 56 955.
10 000 Zl. Nr. 40 408.
5000 Zl. Nrn. 54 512 54 618 92 653 100 705.
3000 Zl. Nrn. 2461 16 994 18 568.
2000 Zl. Nrn. 20 444 65 893 74 811 113 489 121 102.
1000 Zl. Nrn. 1758 5513 9737 11 662 15 618 25 226 62 236 67 256 71 560 74 617 75 237 76 823 79 296 82 940 85 588 93 535 110 639 120 329 125 955

131 628 132 715 132 927 136 101 137 089 137 688 154 483.
600 Zl. Nrn. 11 946 12 714 18 965 23 227 24 621 36 806 44 345 65 169 71 116 79 410 83 051 84 041 85 676 94 980 99 887 119 030 133 812 149 737 151 174 153 637 153 745.

Vereine & Veranstaltungen.

Vom St. Matthäi-Gartenfeste. Pastor Dietrich bittet um Aufnahme nachstehender Zeilen: Nunmehr darf ich den lieben Freunden der St. Matthäikirche den Reingewinn vom Gartenfeste zugunsten des Baufonds der St, Matthäikirche mitteilen. Der Reingewinn beträgt die Summe von 15 438 Zloty. Von tiefster Dankbarkeit und Freude erfüllt, bringe ich diese Nachricht:ist doch dieser Betrag der allergrößte, welcher je von einem Gartenfeste zugunsten des Matthäi-Baufonds erzielt wurde! Nun möchte ich aber auch so von ganzem Herzen all den vielen danken, die zum Gelingen des Festes in solch hervorragender Weise beigetragen haben. In erster Linie danke ich dem bewährten, trefflichenGartenfestkomitee, welches unter der ausgezeichneten Leitung seines hochverdienten Präses, Herrn Franz Stelzig, auch in diesem Jahre alles so gut durchdacht und organisiert hat. Dann aber danke ich im Namen des Baukomitees auch all den vielen Organisationen, Vereinen und Verbänden, welche sei es durch Gesänge, sei es durch die verschiedenen Turndarbietungen, sei es durch Uebernahme spezieller Arbeiten in dem großen Feste zu dem wirklich glänzenden Erfolge beigetragen haben. Herzlicher Dank sei auch ausgesprochen unseren treuen Sammlerinnen, die durch ihre schwere Arbeit über 3300 Pfänder eingesammelt haben und dadurch das hohe finanzielle Resultat des Festes ermöglichten. Ebenso herzlichsten Dank auch denen, welche die wunderschönen Pfänder uns geschenkt haben. Dann aber danke ich den über 10 000 Besuchern des Festes. — Es war das neunte Gartenfest zugunsten des Baufonds der St. Matthäikirche und gleichzeitig auch das letzte vor der Einweihung der Kirche selbst, welches ich noch in die Wege leiten durfte. Jedes Jahr hindurch trat ich vor die Oeffentlichkeit mit der Bitte, das Fest zu besuchen und jedesmal haben sich Tausende mit Freuden eingestellt und jedesmal waren die Vereine und Organisationen immer wieder bereit, mitzuhelfen. Da drängt es mich nochmals all denen, welche die vielen Jahre hindurch mir so treu geholfen und bei Durchführung meines Lebenswerkes so willig beigestanden haben, die Hand voller Dankbarkeit auszustrecken.



Obermeister Karl Weise 50 Jahre rastlos tätig.

Am 2. September beging der Drucker- und Schererobermeister Herr Karl Weise sein 50jähriges Arbeitsjubiläum in der Akt.-Ges. Krusche und Ender. Der Jubilar ist am 6. Januar 1854 zu Lobenthal in Böhmen geboren. Als er 9 Jahre alt war, übersiedelten seine Eltern nach Dresden. Ende August 1878 wanderte er nach Polen aus und trat am 2. September desselben Jahres in die Firma Krusche und Ender ein, wo er zuerst in der Weberei tätig war. Nach einigen Jahren ging er zur Druckerei über, wo er es durch seine Fachkenntnisse und Pflichteifer bis zum Obermeister brachte. Gegenwärtig ist Herr Weise Leiter der Druckerei und der Schererabteilung. Sein lauterer Charakter und seineSchaffensfreude haben ihm die Achtung seiner Chefs eingebracht, aber auch unter den Angestellten und Arbeitern erfreut er sich der größten Beliebtheit. Herr Weise wird im Januar 1929 75 Jahre alt, ist aber trotz seines Alters noch rüstig und pflichteifrig und stets auf seinem Posten.

Fünf-Uhr-Tee im Kirchengesangverein der St. Trinitatisgemeinde. Die Vorbereitungen für den Fünf-Uhr-Tee der St.Trinitatisgemeinde, der am kommenden Sonntag, den 16. September, um 5 Uhr nachmittags, stattfindet, sind in vollem Gange. Wie auf allen bisherigen Veranstaltungen dieses Vereins, wird auch hierfür ein sehr reichhaltiges Programm vorbereitet. Außerdem sind für die Jugend besondere Ueberraschungen vorgesehen. Die Musik liefert Meister Arno Thonfeld. Alles dies spricht dafür, daß man sich auf diesem 5-Uhr-Tee wird gut verweilen können.

Im Kirchengesangverein „Aeol" findet morgen, Montag, 8 Uhr abends, eine Verwaltungssitzung, und am Mittwoch um dieselbe Zeit die übliche Gesangsübung statt. In Anbetracht des bevorstehenden Stiftungsfestes ist pünktliches und vollzähliges Erscheinen drngend geboten.

Der Lodzer Cykl.-Verein „Rekord" gibt allen bekannt, daß die Tanzabende nach der Ferienzeit wieder begonnen haben und jeden Dienstag um 8 Uhr stattfinden. Musik liefert das verstärkte Vereinsorchester unter Leitung des Herrn Przybylowicz.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens.

Achtung Sänger (Männerchor).

Die Genossen Sänger der Männerchöre aller Ortsgruppen, insbesondere die Genossen der Ortsgruppe Konstantynow, die zur Akademie mitwirken, werden nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß heute, Sonntag, um 5.30 Uhr, im Parteilokale, Petrikauer Nr. 109, eine gemeinsame Probe stattfindet. Um vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird ersucht.

Achtung, Frauen! Am Mittwoch, den 12. September, um 7 Uhr abends, findet in der Petrikauer 109 eine Versammlung der Frauensektion statt. Frau Gertrud Kronig wird einen Vortrag über die Internationale Frauenkonferenz in Brüssel halten Anschließend daran gemütliches Beisammensein beim Kaffee. Zutritt nur für Mitglieder der Frauensektion und eingeführte Gäste.

Deutscher Sozialistischer Jugendbund Polens.

Ruda-Pabianicka. Heute, Sonntag, den 9. September, um 9 Uhr morgens, findet in der Wohnung des Gen. Schmidt, Lakowa 50, eine außerordentliche Mitgliederversammlung statt. Um vollzähliges und pünktliches Erscheinen wird gebeten.

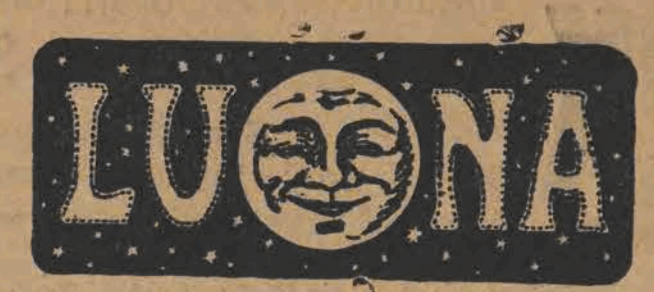
Gewerkschaftliches.

Die Mitglieder der Deutschen Abteilung des Textilarbeiterverbandes werden hiermit ersucht, heute, Sonntag, den 9. September l. J., um 8 Uhr morgens, nach dem Verbandslokal, Petrikauer 109, wegen der Bestattung der Freiheitskämpfer von 1905—1906 zahlreich zu erscheinen. Die Verwaltung.

Achtung, Gobelinweber! Heute, Sonntag, den 9 September, um 10 Uhr vormittags, findet im Lokal Wschodnia 70 eine Versammlung der Gobelin- und Deckenweber in Sachen der Lohnerhöhung statt. Genossen, erscheint in Massen!

Verantwortlicher Schriftleiter: i. V. Otto Heike, Herausgeber: Ludwig Kuk, Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Heute und folgende Tage
das Riesenprogramm der berühmten
Fox-Film-Gesellschaft



Heute und folgende Tage
das Riesenprogramm der berühmten
Fox-Film-Gesellschaft

„Hinter Haremsmauern"

Ein Film von seltener Pracht mit dem romantischen Zauber des Orients Der konfliktreiche Eheroman eines Araberscheiks und einer jungen Dame der besten Pariser Gesellschaft. Kairo, Venedig, Paris, die Sahara — das sind die farbenprächtigen Schauplätze der dramatischen Handlung Das Darstellerduo Charles Farrell und Greta Nissen — wohl das Faszinierendste des Films — gestaltet das hervorragende Werk zu einem Erlebnis. **Außerdem**: Eine der besten Grotesker, die das Kino bisher gebracht hat: **„Hipek und Lopek unter den Menschenfressern"**. 7 Akte voller Abenteuer zweier Freunde, die das Schicksal auf eine von Menschenfressern und wilden Tieren bewohnte Insel verbannte. — Kameral-Orchester unter Leitung des Herrn **M. Lidauer**. — Beginn der Vorstellungen um 4 Uhr nachm. der letzten um 10 Uhr abends, Sonn- und Feiertags um 1 Uhr 30 Min., der letzten um 10 Uhr abends.

SPLENDID

Heute und folgende Tage: Schlager-Doppelprogramm! Von 12 bis 3 Uhr sämtl. Plätze zu 50 Gr. u. 1 Zl.

1.

Danton und Robespierre

Die große französische Revolution. In den Hauptrollen:

Emil Jannings, Werner Krauß

2.

Wonach die Frau sich sehnt... Das Leben...

Sittendrama in 10 Akten. Ein Film aus der goldenen Serie des „Sowkino" in Moskau. Die Hauptrolle kreiert **W. N. Czernowa.**

Beginn um 12 Uhr nachmittags. — Bis 3 Uhr sämtliche Plätze zu 50 Groschen und 1 Zloty.

Kirchengesangverein der St. Trinitatis-Gemeinde

Wir laden hiermit die Herren Mitglieder nebst w. Familie, sowie Freunde und Gönner für Sonntag, den 16. September 1928, nachmittags 5 Uhr, zu einem

Fünf-Uhr-Tee

ein. Für ein reichhaltiges und abwechslungsreiches Programm ist Sorge getragen.

Musik — Thonfeld.

Für die Jugend **besondere Ueberraschungen.**

Die Verwaltung.

Fort mit der Schundware!

Damen- u. Herren-Mäntel,

Herren-Anzüge nur aus erstklassigem Material

verkauft **auf Abzahlung** und in bar

ODZIEŻ POLSKA Piotrkowska 39, 1. Stock, Front



Lodzer Sportverein „Pogon"

Heute, Sonntag, den 9. September l. J., findet im Lokale des Dombrowaer Turnvereins, Tuszynska 19, unser diesjähriges

Sternschießen

statt, zu welchem wir alle Mitglieder, deren Angehörige, sowie Freunde und Gönner des Vereins höflichst einladen.

Die Verwaltung.

Annonce: Das Fest findet bei jeder Witterung statt.



Männergesangverein „Concordia", Lodz.

Heute, Sonntag, den 9. September l. J., veranstalten wir bei unserem Vereinslokale, Gluwnastraße Nr 17, ein

Sternschießen

und für die Damen ein **Scheibenschießen** mit darauffolgendem **Tanzkränzchen** im Saale Die werten Mitglieder nebst gesch. Angehörigen, sowie die Mitglieder befreundeter Vereine, Freunde und Gönner werden herzlichst eingeladen.

Die Verwaltung.

Beginn des Schießens um 2 Uhr nachmittags bei jeder Witterung. 39

Die **Tanzmusik** liefert die beliebte Chojnackische Musikkapelle.



Verein deutschsprechender Meister und Arbeiter.

Heute, Sonntag, den 9. September, ab 2 Uhr nachmittags, veranstalten wir auf dem Grundstück des Lodzer Sport- und Turnvereins, Zakontna-Straße Nr. 82,

ein großes

Sternschießen

verbunden mit einem Tanzkränzchen im Saale. Die Musik liefert ein gut eingespieltes Blasorchester.

Unsere werten Mitglieder, deren geschätzte Angehörige, sowie Freunde und Gönner des Vereins, ladet hiermit herzlich ein

die Verwaltung.

Potrzebne
uczenice
do pracowni sukień ul. 6-go sierpnia 25, 3 piętro, front.

Ein
Buchbinder-Lehrling
kann sich melden in der Buchbinderei Zielona 27.

Dienstmädchen
kann sich melden Konstantynowska 43, bei Nell.

Wäsche-näherinnen
werden gesucht Petrikauer 34, bei Jakubowicz.

Manicure
Petrikauer 115,
Front, Wohnung 6.

Handjaquard-Weber
können sich melden Nowo-Cegielniana 3/5, zwischen 8—12 Uhr beim Portier,

---

Zwei
Handweber
können sich sofort melden. Hugo Wink, Sierakowskiego Nr. 25. 87

Eine qualifizierte
Meisterin
wird von einer Handschuhstrickfabrik gegen guten Lohn gesucht. Podlesna 4. 74

Ruda-Pabianicka

Garten des Herrn Stefanski

Endstation Ruda.

Sonntag, den 16. Sept., ab 12 Uhr mittags:

Grosses Gartenfest

zugunsten des evangelisch-lutherischen Kirchbaues.

Im Programm sind vorgesehen: große Pfandlotterie (wertvolle Pfänder, jedes Los gewinnt), Chorgesänge, Posaunenvorträge, Stern- und Flobertschießen, Glücksrad, Kinderspiele, lebende Bilder, Kahnfahrt. Büfett am Platze. Eintritt für Erwachsene 50, für Kinder 30 Gr.

Lodzer Sport- und Turnverein.

Sonntag. den 16. September l. J., ab 2 Uhr nachmittags, veranstalten wir beim Vereinslokal, Zakontna 82, ein großes

Sternschießen

mit anschl. **Tanz** im Saale, (**Tanzmusik von J. Chojnacki**), wozu alle Mitglieder nebst werten Angehörigen, sowie Freunde und Gönner des Vereins ergebenst einladet **die Verwaltung.**

Sonntag, den 16. September l. J.

findet in in der Arbeiterkolonie

Czyżeminek

das

1. Erntedankfest

statt. Herr Pastor Gerhardt, Direktor der Judenmission in Basel, und andere Pastoren werden Ansprachen halten. Der Pabianicer Männergesangverein und Posaunenchor nehmen daran teil.

Für Speise und Trank ist gesorgt.

Mitglieder, Gönner, Freunde und Gäste sind herzlich willkommen.

Von 1—2 Uhr stehen an der Biegung der Pabianicer Elektrischen Wagen zur Weiterbeförderung der Gäste bereit.

Die Verwaltung.

Erstklassige Werkstatt von

Steppdecken (Koldern)

auf Daunen und auf Watte

M. ZŁOCISTY,

Łódź, 6-go Sierpnia 34

Empfiehlt ihre Ausarbeitungen zu mäßigen Preisen. Achtung! Koldern in großer Auswahl stets auf Lager.

Lodzer Turnverein „Kraft"

Am Sonntag, den 16. September, pünktlich um 2 Uhr nachmittags, veranstalten wir in unserem Vereinslokal an der Gluwnastr. Nr 17, ein

STERNSCHIESSEN

verbunden mit **Scheibenschießen** und darauffolgendem **Tanzkränzchen**, wozu wir alle Mitglieder mit ihren Angehörigen und Freunde des Vereins bestens einladen.

Die Verwaltung.



Lodzer Musikverein „Stella" Wulczanska 125.

Hiermit allen Mitgliedern zur gefl. Kenntnisnahme, daß Sonnabend, den 22. September, abends 8 Uhr abends im ersten Termin, und, falls nicht genügend Mitglieder erscheinen, am selben Tage um 8 Uhr im 2. Termin, eine

Außerordentliche **Generalversammlung**

stattfindet.

Da Fragen von großer Wichtigkeit vorliegen, wird um unbedingtes Erscheinen aller Mitglieder gebeten.

Die Verwaltung.



Verein deutschsprechender Meister und Arbeiter.

Am Sonnabend, den 22. September findet um 7 Uhr abends im 1. und um 8 im 2. Termin, unsere

2. Quartalssitzung

statt.

Da wichtige Angelegenheiten zur Besprechung gelangen, wird um vollzähliges und pünktliches Erscheinen der Mitglieder ersucht.

Die Verwaltung.

Kleine Anzeigen haben in der Lodzer Volkszeitung stets guten Erfolg.

Den Kämpfern, die für die Freiheit starben.



Stanislaw Florczak („Kozak")

geb. 1882, war Spinner in der Fabrik Prussak und wurde am 7. Juli 1906 in der Nähe des Gutshofes Blotno bei Alexandrow von den Kosaken erschossen Die Aufnahme zeigt den toten Florczak im Kornfelde.



Gefängnisdirektor Modalewski und Henker Fröhmel

In der Mitte unseres Bildes: der Direktor des Gefängnisses in der Dlugastraße Modalewski, ganz rechts der Henker Fröhmel und ringsum die Opfer, die fast alle den Tod durch den Strang erlitten haben oder aber nach Sibirien verschickt wurden. Im Hintergrund der Galgen. Bekannt und gefürchtet waren damals die Brüder Fröhmel, von denen der jüngere als Provokateur an der Ecke der Poludniowa- und Petrikauerstraße erschossen wurde. Der ältere, auf unserem Bilde rechtsstehend in Pelerine und rundem Hut, war Henker. Der Vater aber dieser beiden menschlichen Ungeheuer besaß ein gutgehendes Gasthaus im damaliuen Europäischen Hotel. Für Reklame sorgten bestens die Herren Söhne.



Mateusz Fabisz („Garbaty")

geb. 1885, arbeitete als Weber in der Firma Wojdyslawski und wurde bei Zlotno erschossen

Das neue Grab.

Zur Ueberführung der gefallenen Freiheitskämpfer von Beldow nach Lodz, Sonntag, den 9. September 1928.

Senkt die Schaufeln in die Erde, langsam, behutsam... In dieser Erde liegen die Ueberreste Gemordeter, Gemarterter, Zermalmter; behutsam, Freunde, rührt sie nicht!... Wie die Schaufel in die Erde, so klemmt sich Erinnerung in die Seele. Und rührt ihr diese Ueberbleibsel, so werden sie aufschreien, und alle, die mit ihnen gelebt, erlebt haben. Und stört ihr sie auf, so wird Verzweiflung aus dem Grabe aufstehen und Verzweiflung aus abertausend Seelen wird aufs neue das Land erfüllen, und aufleben wird der alte Schrecken, der alte Wahn, der alte Mord!

Sie waren jung, doch ihr Leben war verspielt. Verspielt ist das Leben der Jugend, wo Gewalt Recht geworden! Sie waren stark. Doch Gewalt kennt nur die eigene Kraft und duldet keinen Willen neben sich! Sie waren frei. Gewalt aber will Sklaverei, will nur Sklaven!

Sie lebten in einem untergehenden Zeitalter. Geboren aus dem Schoße einer unmündigen Menschheit, kannte es keinen Willen der Natur, kein Gesetz der Natur. Der Wille des Himmels war irdisches Sittengesetz, der Wille des Herrn Gesetz der Gesellschaft.

Und alle Völker waren Sklaven. Sie aber waren Sklaven von Sklaven.

Dieses Zeitalter ergraute, mürbte, siechte. Mit erstarrenden Fingern krallte es sich in die Körper, in die Seelen der Kämpfer des neuen Tages, der neuen Zeit! Es erwürgte sie und fiel auf ihren Leichen in den Staub der Vergänglichkeit

Stört sie nicht, rührt sie nicht... Kommt ihr heute tausendfältig an ihr Grab, so denkt ihrer Einsamkeit, an ihre einsamen Kämpfe aus verborgenen Winkeln, ihres einsamen Todes auf verlassenem nächtlichen Felde. Sie waren Kinder der Dämmerung, die die Sonne voraussahen. Sie strebten ihr zu mit der Unbändigkeit der Jugend. Geboren und erzogen im untergehenden Zeitalter einer sich selbst verherrlichenden Gewalt, liefen sie dem Morgenwind voraus, ihrem Volke voraus und wurden die letzten Helden ihrer Zeit, die Romantiker der Revolution.

Stört sie nicht, rührt sie nicht... Hebt sie mit behutsamen Händen aus ihren verlassenen Gräbern und bettet sie in der Sonne, bettet sie im Grün der ewig hoffenden Menschheit. Bettet sie hoch und laßt ihr Grab ein Denkmal für die Wanderer auf Erden werden: Eine Warnung den Gewaltwollenden, eine Mahnung den Gewaltübenden!

Und um ihr neues Grab wandle die Menschheit vorwärts und aufwärts im sittlichen Kampfe, im Lichte der Freiheit, im Lichte des Rechts, zu glücklichen Tagen..

J. Kociolek.

Wie sie starben.

Ueber die Vorgänge, die den Tod der drei Mitglieder der Kampfesorganisation der P.P.S. am 7. Juli 1906 vorangingen, erzählen Augenzeugen folgendes:

Am genannten Tage fuhren auf dem Ringe zu Alexandrow zwei Droschken mit Männern vor und einige davon überfielen den Monopol-Laden, der sich in dem Hause befand, in dem jetzt die Drogerie von Bielon eingemietet ist. Im Augenblick war das Ziel erreicht. Es handelte sich um Geldkonfiskation für Parteizwecke. Nach erfolgter Tat trennten sich die Teilnehmer in zwei Gruppen, um die Spuren zu verwischen, und schlugen den Weg in der Richtung nach Poddembice und später nach dem Gute Blotno ein. Inzwischen hatte man die im gegenwärtigen Volkshaus stationierte Kosakenabteilung alarmiert, die in größter Eile, nur halb angekleidet, wild die Gewehre schwingend, in drei Gruppen sich zerteilte, so daß eine nach Lodz, die zweite nach Poddembice und die dritte in der Richtung des Gutes Blotno ritt. Diese letzte Gruppe der Kosaken erreichte die flüchtenden Kämpfer. Es galt Widerstand zu leisten, denn sonst drohte einem jeden der Tod. Auf den Anruf, stehen zu bleiben und „Hände hoch!", antworteten die Kämpfer mit Revolverkugeln, einen Kosaken und das Pferd verwundend. Als die Kosaken den heftigen Widerstand sahen, zogen sie sich zurück, bis sie die Kugeln der Kämpfer nicht mehr erreichen konnten, und eröffneten von sich aus ein regelrechtes Gewehrfeuer. Gleich am Anfang fiel Heiman (Solon genannt), Instrukteur der Kampfesorganisation. Der Rest der Kämpfer wechselte inzwischen seine Position, um von dem Kosakenfeuer nicht getroffen zu werden. Sie versteckten sich im Felde. Zwei von ihnen wurden hier verwundet und drangen in einen Garten, wo sie trotz der Wunden Bäume erkletterten und von dort aus geschützt und geborgen, die Kosaken mit Revolverkugeln überschütteten. Der ungleiche Kampf der Vier mit der Kosakenabteilung währte bis zum Abend, bis auch das Feuer der Arbeiter verstummte. Noch zwei Kämpfer fielen. Es waren dies Mateusz Fabisz („Garbaty") und Stanislaw Florczak („Kozak"). Die zurückgebliebenen Kämpfer Juljan Maszkiewicz („Kurjer") und Andrzej Raj („Siwy II) konnten im Dunkel der Nacht unbehelligt von den Bäumen steigen und auf Umwegen Lodz erreichen, wo ihnen ärztliche Hilfe erteilt wurde. Von den drei gefallenen Freiheitskämpfern gelang es der Familie, nur die Leiche von Heiman von den Behörden freizubekommen und auf dem jüdischen Friedhof in Alexandrow beizusetzen, während die beiden anderen nach der rohen Sitte der russischen Behörden vor dem Friedhofstor in Beldow bestattet wurden. Die Leichen dieser Kämpfer werden nun heute feierlich bei dem Freiheitsdenkmal auf das Konstantynower Waldgelände überführt und dort beigesetzt werden.

Aus schwerer Zeit.

Erinnerungen aus den Revolutionsjahren.

Die feierliche Bestattung der Ueberreste der zwei heldenhaften Revolutionäre, die im Dienste der Freiheitsbewegung im Jahre 1906 in Beldow bei Alexandrow ihr Leben nicht geschont haben, weckt so manche traurige, aber auch erhabene Erinnerung aus der damaligen bewegten Zeit. Nach dem verlorenen Krieg mit Japan suchte die russische Regierung anfangs den Forderungen der fortschrittlichen Kreise der Duma nachzugeben, aber dies nur auf kurze Zeit. Man erwartete weitere Ausschreitungen, sogar revolutionäre Ausbrüche seitens der bis aufs äußerste unterdrückten Arbeiter, die für einen kaum zum Leben ausreichenden Lohn 12 bis 16 Stunden schuften mußten. Sehr viel Blut ist damals vergossen worden. In Petersburg selbst fand am 22. Januar 1906 eine große Demonstration unter Anführung des revolutionären Geistlichen Gapon statt, der dem russischen Kaiser die Wünsche und Forderungen der arbeitenden Klasse unterbreiten sollte. Der imposante Zug kam aber nur bis auf den Platz vor dem Winter-Palais. Dort erwartete die Demonstranten ein starkes Militäraufgebot, darunter eine ganze Batterie Artillerie mit Feldgeschützen. Ohne mit der Arbeiterdelegation in Verhandlung zu treten, wurde der Zug angehalten und zum Rückzug aufgefordert. Als der Aufforderung keine Folge geleistet wurde, wurde aus acht Kanonen mit Kartätschen in die unbewaffnete Arbeitermasse geschossen. Hunderte von Toten und Tausende von Verwundeten blieben auf der Straße liegen, der Rest wurde durch wilde Kosakenhorden mit blanken Säbeln auseinandergetrieben. Auch in Moskau fanden um jene Zeit große Kämpfe auf den Straßen statt, die vielen Menschen das Leben kosteten.

Auch im ehemaligen Kongreßpolen gärte es zu jener Zeit. Hier waren es die Kampforganisationen der P.P.S., die den Kampf gegen die zaristischen Unterdrücker führten. Wo sind jedoch heute die mutigen Kämpfer, die so heldenhaft, vor nichts zurückschreckend, der rohen russischen Gewalt die Stirn boten und so manchen ungleichen Kampf aufnahmen?

Es ist mir noch klar ein Freitag im Juni des Jahres 1905 im Gedächtnis, an welchem Tage hier und dort in unserer Stadt Arbeitermassen die Arbeit niederlegten und zu einer großen Protestdemonstration ihre Kameraden aus den Fabriken herausholten. Da aber im Lande der Belagerungszustand verhängt und jede Versammlung, geschweige denn ein Demonstrationszug, strengstens verboten war, so zerstreuten die starken Militärpatrouillen eine jede Ansammlung auf der Straße. Aus einem Stadtviertel vertrieben, zogen die erbitterten Massen in ein anderes und beschlossen, den ungleichen Kampf mit der zaristischen Uebermacht aufzunehmen. Es wurden zu diesem Zweck auf verschiedenen Straßen Barrikaden errichtet, von wo aus die Feinde der Arbeiter erwartet wurden. Die ersten Schüsse fielen und bald glich die Stadt einem großen Schlachtfelde. Die Straßen wurden leer, alles flüchtete in die Häuser. Wem es nicht gelang, rechtzeitig zu entkommen, den ereilte die feindliche Gewehrkugel. Männer, Frauen und Kinder waren die Opfer. An diesm Tage wurden viele Monopolläden demoliert und man konnte überall betrunkene Frauen und Männer sehen. Wehe, wenn solch eine Person in die Hände der russischen Schergen fiel, auf der Stelle wurde sie erschossen. Erst gegen Abend legte sich die Schießerei und auf den ausgestorbenen Straßen sah man ab und zu einen schüchternen, vor Erregung blassen Passanten, der eiligen Schritts seinem Heim zustrebte. Auch Schreiber dieser Zeilen befand sich abends auf dem Heimwege von der Arbeit und lief an der Ecke der Zachodnia und Podrzeczna in die Hände einer Patrouille. Sofort hatte man ihn umringt und blitzende Bajonette auf ihn gerichtet. Nachdem man ihn einer strengen Leibesvisitation unterzogen und den Paß in Ordnung gefunden hatte, konnte er weitergehen. Was man da in wenigen Augenblicken erlebt hat, kann man nur schwer beschreiben. Man ging und erwartete die nachgefeuerte Kugel.

Nach diesem großen Massenmord der friedlichen Bürger fanden in den darauffolgenden Tagen die feierlichen Bestattungen der revolutionären Opfer statt. Vom Hohen Ringe her bewegte sich ein großer Leichenzug, begleitet von Tausenden von Arbeiterinnen und Arbeitern. Ein Meer von roten Fahnen und verschiedenartigen Transparenten überwogte die unübersehbare Menschenmasse. Feierlich klangen die revolutionären Trauerlieder und nichts schien die musterhafte Ordnung und ernste Ruhe dieser erhabenen Trauerstunde zu stören. An der Ecke der Petrikauer und Karolastraße aber versperrten plötzlich berittene Dragoner den Weg. Polizeioffiziere forderten die Menge auf, auseinanderzugehen. Die Arbeiterführer verlangten aber

freien Weg für die Trauerkundgebung und schon sausten hier und dort Hiebe auf die wehrlose Menge nieder. Ehe man recht verstehen konnte, was eigentlich vorgeht, prasselten hintereinander drei scharfe Gewehrsalven. Hilferufe, ein unbeschreibliches Durcheinander in den vorderen Reihen des Zuges. Schon lagen auch hier wieder Tote und Verwundete. Die Dragoner aber ritten in die Menge und schlugen wild und unbarmherzig drein. Auf derStraße blieben nur zurück die Leichenwagen mit den Angehörigen der Toten. Und wieder gaben unschuldige Menschen ihr Leben nur dafür hin, weil sie ihren Kameraden zum letzten Geleit proletarische Ehre erweisen wollten.

Drei Tage darauf fand abermals eine große Trauerkundgebung statt. Diesmal zog der Zug durch die Widzewska und Franciszkanskastraße. Dichte Reihen der Arbeiter, Arm in Arm verschlungen, mutig und unerschrocken, gingen sie ernsten Schritts im Zuge dem Friedhof in Doly zu. Diesmal wurde die Ruhe nicht gestört und unbehindert kam der Zug zum Friedhof. Inzwischen war es dunkel geworden und hoch auf dem Zaune erschien der erste Redner und widmete den Toten Worte des Andenkens und schwur im Namen des gesamten Proletariats ewige Rache den zaristischen Henkern. Und so sprachen noch einige. Groß war dieser Augenblick und unvergeßlich bleibt mir dieser Eindruck, den diese imposante Trauerkundgebung in meinem Leben zurückgelassen hat.

Und wenn wir nun heute unsere Blicke der Gegenwart zuwenden, so sehen wir, daß Polen wohl die staatliche Freiheit wiedererlangt hat, daß aber der Weg zur Freiheit des Proletariats noch weit und dornig ist. Deshalb lautet auch heute noch die Parole: Durch Kampf zum Sieg!

Von den alten Freiheitskämpfern wird sich noch mancher daran erinnern, welch große Not die Aussperrungen der Fabrikanten über die Arbeiterschaft brachten. Diese Lockauts beruhten darauf, daß, wenn der oder jener Arbeiter sich etwas zuschulden hatte kommen lassen, die Arbeiter rücksichtslos ausgesperrt wurden. Die Unglücklichen konnten nirgends Arbeit finden und waren dem Hunger ausgesetzt. Der Kampf gegen diese rücksichtslose Methode war sehr erschwert dadurch, daß diese schreckliche Maßnahme der Ausbeuter sich des Schutzes des damaligen mit diktatorischen Vollmachten ausgerüsteten Machthabers, des Generals Kaznakow, erfreute. Es herrschte die rohe, rücksichtslose Macht.

Die Person dieses blutgierigenGenerals war zu jener Zeit in den Kreisen der Besitzenden sehr populär, man schätzte Kaznakow fast abgöttisch. Und warum auch nicht? War er doch derjenige, der die freiheitliche Bewegung bei uns mit allen verfügbaren Mitteln unterdrücken sollte. Für die Nöte und Bedürfnisse derAusgebeuteten aber hatte man weder Auge noch Ohr.

Das Unglück der Arbeiterklasse wurde noch dadurch größer, daß zwischen den einzelnen Parteien, wie der Nationaldemokratischen und P.P.S., scharfe Reibungen entstanden, die in Brudermorde ausarteten. Man schoß sich auf den Straßen einfach nieder. Die Polizei aber ließ dies ruhig zu und suchte, durch ihre Provokateure den Haß zu schüren. Auch hier fielen unschuldige Opfer.

Den Provokateuren und Spitzeln gebührt ein besonderes Kapitel. Diese Leute rekrutierten sich aus Söhnen angesehener Bürger, wie auch aus heruntergekommenen Individuen, die in ihrem neuen Fach eine einträgliche Erwerbsquelle zu finden glaubten. Sie wußten sich in den Parteien das Vertrauen zu sichern, spionierten die geheimen Beschlüsse und Verfügungen aus und brachten fertiges Material in die Hände der russischen Henker. Die Folge war, daß viele unserer tapferen Kämpfer verhaftet, vor Gericht gestellt, nach Sibirien verschickt oder aber dem Strang überliefert wurden.

Civis.

Tolstoi und seine Zeit.

Zu seinem 100. Geburtstage am 9. September.

Von

A. Lunatscharski,

Volkskommissar für das Bildungswesen der Sowjet-Union.

Woher kam eigentlich die Sekte der Verehrer und Nachfolger Tolstois? Ihre Bildung ist als Resultat eines kolossalen Umschwunges anzusehen, den Rußland in der Mitte des letzten Jahrhunderts erlebte. Bis dahin war Rußland ein durchaus feudales Land. Der Gutsbesitzer dominierte. Die Gegenseite bildete der durch ihn ausgebeutete Bauer. Es war eine Ordnung, die ihre volle Entwicklung erreichte. Der Gutsbesitzer wurde im Laufe vieler Generationen in dem Glauben der Unerschütterlichkeit der bestehenden Ordnung erzogen. Er predigte den Bauern den Gehorsam und mittels Almosen, Buße und Beten gab er seiner „Sünderseele" einen Ausweg zur inneren Ruhe. Zwar gab es auch in der Gutsbesitzerklasse, die selber oft genug den Druck des Zarismus erfahren hatte, neue Strömungen, und nicht umsonst sehen wir in der Geschichte Rußlands den Dezember-Aufstand der Gutsbesitzer. Jedoch die reaktionären Gutsbesitzer überwogen. Sie hielten die Ordnung fürdauerhaft und schlossen ihre Augen vor dem fürchterlichen sozialen Unrecht, auf welchem sich ihr ganzes Dasein aufbaute.

Der Kapitalismus beherrschte aber immer mehr das Leben Rußlands, er verwandelte die Hauswirtschaft in Warenwirtschaft, er rückte eine neue Kraft in den Vordergrund: die Bourgeoisie. Er zog die Gutsbesitzer in den kapitalistischen Verkehr ein, er baute Fabriken und Städte. Der Kapitalismus ist es, der dem Zaren die Befreiung der Leibeigenen entriß und dabei den Bauern das Land nahm.

Wie durch irgendeinen Ruck gerieten die Herrensitze ins Schwanken, schwankend wurde auch das Selbstbewußtsein der Herren. Und es wuchs in ihnen ein furchtbarer Haß gegen die „schmierigen" Eindringlinge, gegen die sie ruinierenden Bourgeois. Der Haß gegen die Bourgeoisie wurde zum Leitmotiv vieler talentvoller Vertreter der Gutsbesitzerklasse.

In diesen Ideenkreisen verkehrte auch Tolstoi, der zum wärmsten Verteidiger der Bauernschaft wurde. Gleich diesen begann er die Kaufleute zu hassen und die Gutsbesitzer, die sie ausbeuten und ruinieren, und schließlich auch die Zarenregierung selbst. Tolstoi gab mit seinen Worten den Gefühlen der Bauern eine Grundlage, ein festes Gebilde und wuchs selbst zu einem Giganten auf, der mittels seines Künstler- und Predigerwortes das ganze gesellschaftliche Gebäude, das auf den Mühen von Halbsklaven stand, zerpeitschte. Selbst das beste dieses Baues — Wissenschaft und Technik — schonte er nicht, die in der weiteren Entwicklung einzig die Befreiung der Arbeit bringen konnten.

Aber nun kommt das Uebel. Die Kultur der Gegenwart enthält einen Widerspruch, der dem dialektischen Gesetz folgt. Es ist der Kapitalismus, der die gesamte Arbeit der Menschen vereinigt und die technischen Möglichkeiten des wirklichen Reichtums der Menschen schafft; aber zugleich schafft er auch seinen Antipoden, den Proletarier, mit allen seinen großen Möglichkeiten. Aber die Menschheit muß erst durch das Fegefeuer des Kapitalismus, ein Zurück gibt es nicht. Darin bestand die Grundsünde und das Halbe der Stellung Tolstois, der dieses nicht verstehen konnte. Er war, wie Lenin genial bemerkte, unentschlossen wie der Bauer. Lenin nannte Tolstoi einen Halbrevolutionär. Einerseits ist er ein grausamer Kritiker des Gesellschaftsbetruges und zugleich ein Prediger der Duldung, des Gewährenlassens und der Frömmigkeit der Asketen.

Was ist es für eine Wahrheit, die Tolstoi suchte? Ein Mensch mit solchen Leidenschaften wie Tolstoi mußte immer wieder mit anderen Menschenwillen zusammenstoßen. In Tolstoi aber wirkte nach die christliche Erziehung, die das egoistische Sichdurchsetzen auf Kosten der anderen, die Unterdrückung anderer Rechte verwirft. Dieser persönliche Widerspruch Tolstois zwischen seinem Wesen und seinen Grundsätzen war die erste Ursache seines Wahrheitssuchens. Er suchte die Vorstellung einer Welt, wo niemand niemanden verletzt, wo alle Menschen in guter Nachbarschaft leben. Als Künstler bemühte er sich, zu dieser Vorstellung eines Heiligenlebens sich durchzukämpfen. Ein heiliges Leben aber fordert Enthaltsamkeit, Selbstbegrenzung und Beherrschung der Leidenschaften. Alle Werke Tolstois sind von diesem titanischen Kampf zwischen Gefühl und Gedanken, zwischen Gerechtigkeit und Sünde, durchdrungen.

Ein weiteres Motiv zu erwähnen, das vielleicht stärker noch als das obenerwähnte war, das sich aber mit ihm vereinigte: das ist die Angst vor dem Tode. Das Helle, das Blühende und Kräftige seines Lebenstriebes machte dem genialen Tolstoi das Dasein unendlich lieb. Das titanische „Ich" Tolstois zwang ihn, sich zu schätzen, sich selber zu lieben. Er schreibt immer wieder Darstellungen des Todes und gerade eines solchen Todes, wo der Mensch ohne Schmerzen sich vom Leben trennt, und zeichnet mit Verachtung das „Sich-ans-Leben-Anklammern", das den intellektuellen Menschen unterscheidet von der Ruhe der letzten Stunden des Bauern.

So sich in sich selbst verschließen und in seinem Ich ein vom Realen abgesondertes Etwas zu finden und dies als unsterblich anzuerkennen, ist den asiatischen Kulturen eigen. Tolstoi erwies sich in diesem Falle als Gefangener des asiatischen Denkens. Was ist daran Wunderliches? Er glaubte so das Wesentlichste seines Ichs, sein Bestes, vom Tode zu retten. Wir wissen, daß viele Gelehrte Europas, wie Pasteur und selbst Darwin, ein Stück asiatischer Weisheit, in ihre wissenschaftliche Weltanschauung eingeschmolzen, zu bewahren vermochten. Die Ursache dessen ist der Individualismus des gegenwärtigen Lebens, dem besonders große Persönlichkeiten unterliegen. Nur wer gelernt hat, sich selbst als ein Wellenmoment des ganzen geschichtlichen, dialektischen Prozesses zu empfinden, der vermag sein individuelles Dasein in eine unsterbliches zu verwandeln. Die anderen bleiben Individualisten, erschrocken vor dem Tode, der alles beendigt, oder verbergen sich in Mystik und Illusionen.

Alles überblickend, sehen wir, daß die sozialen Antriebe Tolstoi an den Bauernstand schmieden. Haß gegen die Bürgerklasse, sein Schrecken vor dem Tode und sein moralisches Suchen nach der Wahrheit, dies alles verschmolz zu einer elementaren Einheit, die mächtige Lebenskraft und das ungeheure literarische Talent gaben diesem Ganzen seine wahre **Größe**.

Filmschau.

Casino. „Das temperamentvolle Fräulein". Ein Kammerfilm, zum Amüsement gemacht, und nicht für die Kritik. Der Regisseur heißt Fein; nun ganz so fein ist die Sache denn doch nicht, obwohl man ihm (dem Regisseur) schließlich manche Fähigkeiten nicht absprechen kann. Der Clou des Ganzen ist natürlich eine Szene, wo Maria Paudler in entzückendem Nachtkostüm herumgeistert und Harry Liedtke vor ihrem Bette wacht. Philister, bleib ruhig! Es steht ein Wandschirm davor. (Im Vertrauen gesagt, Harry wacht meistenteils zwischen Bett und spanischer Wand.) Die Direktion des „Casino" tut Maria Paudler Unrecht. Der Titel des Filmstückes verrät eine weibliche Hauptdarstellerin. Auf der Reklame

Am Scheinwerfer.

Die polnische Sensationspresse und nach ihr die ahnungslose Lodzer „Fr.Pr." tischten ihren Lesern ein nettes Geschichtchen auf, in dem Ministerpräsident Bartel die Hauptrolle spielt. Bartel soll mit einem funkelnagelneuen Auto in Kalisch gewesen sein und dort sich eines armen Burschen angenommen haben, dem ein schofler Polizist übel wollte. Als der Ministerpräsident sich einmischte, meinte der Hüter der Ordnung, daß er sich auch „an ihn dranmachen" werde. Er solle nur ein bißchen Geduld haben. Diese Frechheit ließ sich natürlich der Herr Ministerpräsident nicht gefallen (wie sollte er auch, nicht wahr?) und begab sich mit dem Polizisten nach dem Polizeikommissariat, wo es— wieder ganz natürlich! — einen Mordspektakel gab, als es sich herausstellte, daß Ministerpräsident Bartel wirklich und wahrhaftig der Chef der Regierung der „starken Faust" in ureigenster Person ist.

Diese Geschichte ist leider zu schön, um wahr zu sein, deshalb zögerte das Lodzer Wojewodschaftsamt auch nicht einen Augenblick mit der Mitteilung, daß Ministerpräsident Bartel Warschau nicht verlassen habe, so daß er zur fraglichen Zeit nicht gut in Kalisch gewesen sein konnte. Oder sollte es sein Geist gewesen sein, der inKalisch herumspukte, um der dortigen Polizei einSchnippchen zu spielen? Die „Fr. Pr." wird sicherlch nicht verfehlen, ihren Lesern diesen interessanten Fall aufzuklären.

*

Sechs junge Burschen und ein Mädchen von 17 Jahren sitzen auf der Anklagebank. Leere Gesichter. Dutzendmenschenkinder. Sie schauen uninteressiert drein, geben sich keine Rechenschaft darüber, was vorgeht, und wissen nicht, daß sie als Gezeichnete fürs Leben den Saal, in dem Justitia waltet, verlassen werden. 13 Polizeikonfidenten — eine böse Zahl — und vier Polizisten in Uniform hatte man aufgetrieben, um diesen jungen Leuten das Stigma aufzudrücken. Es geht alles wie am Schnürchen. Die Polizeikonfidenten leiern ihre Sprüchlein herunter, daß sich der Erfinder der buddhistischen Gebetmühlen in den Boden schämen müßte. Nicht einer stockt, nicht einer überlegt auch nur einen Augenblick. „Hat der Angeklagte auch: Es lebe der Kommunismus gerufen" — fragt der Richter. Und der Konfident ist um die Antwort nicht verlegen: „Nie przypominam sobie, ale tez" (Ich kann mich nicht erinnern, aber auch). Was liegt diesem Konfidenten daran? Er ist doch dazu da, daß er hilft, den Angeklagten zu überführen. Es ist dies sein Brot, wie dem Schmied das Schwingen des Hammers. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Konfident ein Menschenleben zerschmettert, während der Schmidt mit dem wuchtenden Hammer Werte schafft und nicht von Steuergeldern ausgehalten zu werden braucht.

„Nie przypominam sobie, ale tez . . ." zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Verhandlung. 30 Polizeikonfidenten und ebensoviel Polizisten waren es, die ein Grüppchen von etwa 100 Jugendlichen (nach übereinstimmenden Aussagen) in Schach halten sollten, die sich am Todestage des Dziadek Rychlinski zusammengefunden hatten, um diesen Kämpfer für Freiheit und Sozialismus zu ehren. Man hatte eine leichte Arbeit und man machte sie noch leichter durch die Aussagen. Selbst ein Kommissar wußte sehr viel Belastendes zu sagen, doch nach den Akten, in denen er vor Gericht herumblätterte, um die Sündenregister zusammenzustellen. „Nie przypominam sobie, ale tez . . ." Und das Urteil lautete auf Zuchthausstrafen von 1 bis 4 Jahren . . .

*

In der Ortschaft Golanka, Kreis Tarnow, wurde die Schule geschlossen, weil sie nur 38 und nicht, wie es das Gesetz vorschreibt, 40 Schüler zählte. Dem toten Buchstaben ist Genüge getan worden, während 38 schulpflichtige Kinder ohne Unterricht bleiben, da die nächste Schule 9 Kilometer weit entfernt ist. Die maßgebenden Stellen, die sich für neue Lehrmethoden interessieren und sich in der Herausgabe von ständig neuen Schulbüchern gefallen, würden gut tun, auch solchen Angelegenheiten ihr Augenmerk zu schenken, um nicht zuzulassen, daß wir im 20. Jahrhundert, im Jahrhundert des Fortschritts und des Siegeslaufs der Technik ein Geschlecht von Analphabeten heranziehen.

*

Die Direktion für Vermessungsarbeiten in Wejherowo sandte an die staatliche Vermessungsschule in Warschau ein Schreiben, in dem den Absolventen mitgeteilt wird, daß einige Stellen in dieser Direktion frei sind. In dem Schreiben sind auch die Bedingungen angeführt, u. a. auch nachstehende: „Den Gesuchen ist ein Taufschein beizufügen". — Wenn man bedenkt, daß diese Direktion dem Ministerium für öffentliche Arbeiten, also Minister Moraczewski, dem P.P.S.-Führer von gestern, untersteht, so erscheint dieses verfassungswidrige Vorgehen der Vermessungsdirektion in einem besonderen Licht. Dem Minister wollen wir es jedoch für gut halten, daß er davon erst durch die Presse erfahren hat.

*

In Ciechocinek wurde dieser Tage ein Fortbildungskursus für Aerzte eröffnet. Der Eröffnung ging ein Bankett voran, das im Hotel Miller stattfand. Wie enttäuscht waren jedoch die jüdischen Aerzte, als man ihnen einen Nebensaal anwies, während die christlichen in einem mit Blumen und Grün geschmückten Saale Platz nahmen. Der Verblüffung folgte bald die Erkenntnis, daß man es hier mit einer von vornherein beschlossenen Brüskierung der jüdischen Aerzte zu tun hatte. Als man nämlich die Teilnehmerkarten verglich, stellte es sich heraus, daß schon auf dem Bahnhof in die Legitimationen die Namen der jüdischen Teilnehmer mit blauem und der Christen mit rotem Stift eingetragen wurden. Die Juden verließen daher das Bankett und begaben sich nach einem benachbarten Restaurant, wo bald darauf auch der Initiator und Leiter der Kurse, E. Loth, Professor der Warschauer Universität, erschien, um sich zu entschuldigen, da er von diesem Fauxpas des Kurdirektors ,Ing. Kozlowski, der dieses Bankett veranstaltete, nichts gewußt hätte. Die jüdischen Aerzte zogen jedoch vor, noch am selben Abend Ciechocinek zu verlassen. Ohne Kommentar.

aber prangt nur der Name Harrys. Die fesche Maria ist nicht genannt. Hält man bei uns Maria Paudler für eine unbekannte mittelmäßige Kraft, so ist man im Irrtum. Die Paudler ist in neuester Zeit die sehr beliebte und ofte Partnerin Harry Liedtkes. Und nun der Harry. Ueber den ist schon so viel gesprochen und geschrieben worden, daß sich alles weitere erübrigt. Er bleibt auch immer derselbe. So war er schon vor vielen, vielen Jahren. Sein unbändiges Glück bei den Mädchen kann man ihm fast nicht mehr so recht glauben. —lix.

Splendid. „Danton und Robespierre". „Allons enfants de la patrie! . . ." Die Marseillaise dröhnt durch den Saal. Aufruhr ist auf der Leinwand. Der blutige Feuerschein der großen Revolution huscht darüber hin. Wildgewordene Masse der Menschheit rast vorbei, wird gehetzt, von Robespierre auf Danton, von Danton auf Robespierre. Zwei Pole, zwischen denen sich damals die französische Revolution gewunden und zerrieben. Jannings und Krauß, die Schwerpunkte des Films, von deren Gestalten aus die Handlung konzentrisch sich weiter entwickelt, gegenseitig bedrohlich zusammenprallend. Dieser Danton Jannings, aus der Masse herausgewachsen, genährt vom Blutrausch des Volkspöbels, brutale, suggestive Gewaltmacht, wird heruntergezerrt vom Pantheon der Volksgunst von der schleichenden, rachsüchtigen, böswillig-feindlichen Mißgunst Robespierres. Wie Krauß diese Figur darstellt, ist einzig in seiner Art. Eine personifizierte Inquisition aller Rechts- und Machtbegriffe, versterbende Diktaturmacht, von deren bleichen Leichenhaftigkeit schon ein Geruch von Todesmoder auszugehen scheint... Dann die Explosion: Danton vor dem Revolutionstribunal — die Sturmflut der Volksgunst — das Abebben — das Gespenst der Guillotine — Dantons und des Filmspiels Ende. Wir haben Revolutionsfilme schon oft gesehen, um der Hauptgestalten lohnt es auch, diesen Film noch zu sehen. Zumal auch die Aufmachung großartig ist. Das Hauptgewicht ist aber, wie ja auch der Titel anzeigt auf das gegenseitige Verhältnis der beiden Revolutionsführer gelegt.

Das zweite Bild des Abends ist einRussenfilm. Fragmentartig beleuchtet er die Liebeswirren zweier Menschenpaare. Eine edelherzige, liebende Frau, mit einem leichtsinnigen Mann, skrupellose Schauspielernatur — und korrekter Arbeitsmensch mit einer leichtsinnigen Frau, die sich aus „tödlicher" Langeweile des glücklichen Heims in die Welt, in das Leben hinaussehnt. Mann eins und Frau zwei finden sich, es kommt dadurch zum Bruch beider Ehegemeinschaften. Mann eins verläßt die Stadt als Strafgefangener und Mann zwei mit dem Kinde seine Frau als betrogener Ehegatte. Die Quintessenz? Nein, „Wonach die Frau sich sehnt" läßt die Frage offen — oder gibt es nicht solche Männernaturen, wie dieser Untersuchungsrichter, die ihre Frauen verlassen „müssen"?—Die Darsteller sind Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters, A. P. Ptorow, Popowa, A. M. Zylinskij und B. N. Czernowa — und ein kleiner drolliger Kerl, der Talent eines „Großen" hat. — Ein Erzeugnis der „Sowkino"-Gesellschaft in Moskau. riz.

Luna: „Scheik Fazil" (Hinter Haremsmauern). Paris—Kairo, Abend- und Morgenland, Spiegelparkett und Wüstensand, Salon und Harem, blonde Pariserin und glutäugiger Araberscheik — gibt zusammen ein Märchendrama nach „tausend und einer Nacht" in neuzeitlichem Gewande und moderner Gestaltungslust und — einen beachtlichen Fox-Film. Das ist in Umrissen, was wir in dem Film sehen. Er zeigt uns aber noch, daß Liebe zum Weibe und Liebe zu Volkstum und Volks-, ja Rasseneigenart sich nicht vertragen können und zur Tragödie zwischen blonder Französin und glutäugigem Araberscheik führen. Die Frau des Abend- und der Mann des Morgenlandes können zur Einheit nicht kommen, weil eine ganze Welt von Anschauungen, Traditionen, Liebesauffassung und vieles andere sie — trotz großer, ganz großer Liebe — trennen. Und deshalb müssen sie aus der Welt gehen. So will es wenigstens der Film oder das „Schicksal" in ihm. Ob sie es wirklich müßten, ist freilich noch eine Frage. Aber die Bilder im Film sind schön, voll Märchenzauber, trotz dramatischer Tragik. Auch daß viele Bilder recht unscharf sind, schadet nicht, die beabsichtigte Wirkung wird damit erzielt. Charles Farrell und Grete Nissen geben den Bildern ihr Gepräge. Die lichtblonde „Französin" ist in manchen Momenten ganz entzückend schön an und für sich und auch durch ihr anmutiges Spiel. — Na und dann läuftnoch eine komische Groteske „Hipek und Lopek" bei den Menschenfressern, über die man seine helle Freude hat. — Das gediegene Orchester unter Dir. Lidauers Leitung liefert eine so gut eingefügte Begleitmusik, wie wir sie besser kaum wünschen. riz.

Aus Welt und Leben.

900 Menschen ertrunken.

Die furchtbare Ueberschwemmungskatastrophe im Nordosten Koreas, die durch die Ueberschwemmung des Tumen-Flusses entstanden ist, hat nach den vorliegenden Schätzungen an neunhundert Menschenleben gekostet. Die Zahl der Vermißten beträgt fast vierhundert; man nimmt an, daß auch sie ertrunken sind. Das Hochwasser trat so plötzlich auf, daß sich die Bewohner der zahlreichen kleinen Ortschaften, die meist aus Bambushäusern bestehen, nicht mehr rechtzeitig retten konnten. Das Ueberschwemmungsgebiet ist von der Außenwelt fast vollkommen abgeschlossen. Da sämtliche Telegraphenlinien zerstört sind, konnte noch nichts über das Schicksal der im bedrohten Gebiet liegenden Städte, wie Kjönd Tsöng und Hung Schung in Erfahrung gebracht werden. Der angerichtete Schaden ist gewaltig, die ganze Ernte ist fortgespült worden. Der Tumen-Fluß bildet die Grenze zwischen der Mandschurei und Sibirien.

Unwetter in der Krim.

Wie aus Moskau gemeldet wird, wütete in der Krim ein orkanartiger Sturm, der große Verwüstunge angerichtet hat. Durch die zwölf Stunden andauernden Regengüsse wurden viele Straßen in Sewastopol und Simferopol unter Wasser gesetzt. Der angerichtete Schaden ist sehr groß. Auch hat der Sturm zahlreiche Menschenopfer gefordert. In Sewastopol allein sind sieben Personen ums Leben gekommen. Schwer gelitten haben durch den Sturm vor allen Dingen die Weinberge und Obstanlagen. Die Eisenbahnverbindung zwischen Sewastopol und Simferopol ist unterbrochen.

Theater- und Kinoprogramm

Teatr Miejski: „Fürstin Turandot".
Gong: Abschied vom Gong.
Luna: Hinter Haremsmauern.
Casino: Das Fräulein mit Temperament.
Splendid: 1. Danton und Robespierre; 2. Wonach die Frau sich sehnt ... Das Leben ...
Wodewil und Odeon: Spiele der Leidenschaft
Czary: Die Tragödie einer gefallenen Frau.
Kino Oświatowe: Die Tragödie des Hauses Habsburg.

Funkwinkel

Sonntag, den 9. September.

Polen

Warschau 1111 m 17 Populäres Konzert, 18.30 Verschiedenes, 20.15 Konzert, 22.05 Bekanntmachungen, 22.30 Tanzmusik.
Kattowitz 422,6 m 19.15 Verschiedenes, 22.30 Tanzmusik.
Krakau 566 m 12 Fanfare, 18.30 Konzert, 19.30 Verschiedenes, 20 Fanfare, 20.30 Abendkonzert, 22.30 Konzert.
Posen 344,8 m 10.10 Gottesdienst, 20.30 Leichte Musik, 22.20 Verschiedenes, 22.40 Tanzmusik.

Ausland

Berlin 483,9 m 9 Morgenfeier, 11.30 Konzert, 14 Funkheinzelmanns Singstunde, 17 Uebertragung, 20 Operettenabend, 22.30 Tanzmusik.
Breslau 322,6 m 11 Kath. Morgenfeier, 12 Konzert an zwei Flügeln, 15 Funkkasperl, 16 Unterhaltungskonzert, 17.45 Konzert, 18.30 Leo Tolstoi, 22.30 Russische Musik.
Frankfurt 428,6 m 8 Morgenfeier, 11.30 Elternstunde, 14 Jugendstunde, 16 Unterhaltungskonzert, 20.30 Bunter Abend.
Hamburg 394,7 m 13.05 Sonntagskonzert, 14 14 Funkheinzelmann.
Köln 283 m 8.15 Lauten- und Gitarrenunterricht, 9.05 Kath. Morgenfeier, 11.50 Tolstoi-Gedenkfeier, 13 Mittagskonzert, 20 Operette: „Die geschiedene Frau", darauf Nachtmusik und Tanz.
Wien 517,2 m 11 Festliche Tänze und Märsche, 16 Nachmittagskonzert, 18 Trioabend, 20.30 Operette: „Sonja".

Montag, den 10. September.

Polen

Warschau 12 Schallplattenkonzert, 17 Kinderstunde, 18 Tanzmusik, 19 Verschiedenes, 20.15 Uebertragung.
Kattowitz 17 Kinderstunde, 18 Tanzmusik, 19 Verschiedenes, 20.15 Uebertragung.
Krakau 12 Schallplattenkonzert, 13 Fanfare, 19 Vortrag, 20.15 Uebertragung.
Posen 13 Fanfare, 18 Militärorchesterkonzert, 19.35 Vortrag, 20.30 Uebertragung, 22.20 Verschiedenes.

Ausland

Berlin 11 und 15.30 Schallplattenkonzert, 16 Frauenfragen, 17 Hugo Kauder, 17.30 Tolstoi-Stunde.
Breslau 12.20 und 13.40 Schallplattenkonzert, 16.30 Unterhaltungskonzert, 18 Elternstunde 19.30 Oper: „Die Zauberflöte".
Frankfurt 16.35 Konzert, 18.10 Lesestunde, 20.15 Clemens-Brentano, 21.15 Konzert.
Hamburg 11 Schallplattenkonzert, 16.15 Jugendstunde, 17 Fünf-Uhr-Tee, 18 Buntes Allerlei, 20 Zum 100. Geburtstage Leo Tolstois, anschl. Drama: „Der lebende Leichnam".
Köln 10.15 und 12.10 Schallplattenkonzert, 13.05 Mittagskonzert, 16.40 Jugendstunde, 17.45 Vesperkonzert, 19.40 Elternstunde, 20 Abendmusik.
Wien 11 Vormittagsmusik, 16.15 Nachmittagskonzert, 18 Jugendstunde, 20.05 Bunter Abend, 21 Abend-Tanzkonzert.

Ogłoszenie.

Opierając sie na Rozporządzeniu Rady Ministrów z dnia 10 lutego 1926 roku „O regulowaniu cen przetworów zbóż chlebowych, mięsa i jego przetworów oraz odzieży i obuwia przez wyznaczanie cen" (Dz. U. R. P. Nr. 18 poz. 101), na Rozporządeniu Prezydenta Rzeczypospolitej z dnia 31 sierpnia 1926 r. o zabezpieczeniu podaży przedmiotów powszedniego użytku (Dz. U. R. P. Nr. 91 poz. 527 art. 8), oraz na uchwale Magistratu m. Łodzi z dnia 16 kwietnia 1926 roku — niniejszem podaję do wiadomości mieszkańcom m. Łodzi co następuje:

Uchwałą Magistratu m. Łodzi Nr. 822 z dnia 8 września 1928 roku zostały wyznaczone ceny maksymalne (najwyższe):

Na mięso cielęce za 1 kg.

W HURCIE:			W DETALU:		
cielęcina	normalna	zł. 252	cielęcina	normalna	zł. 290
„	koszerna	zł. 252	„	koszerne	zł. 300

UWAGA! Ceny na mięso wieprzowe, wyroby masarskie wieprzowe, na mięso wołowe, baranie i masarskie koszerne — utrzymane są bez zmian.

W myśl zacytowanego Rozporządzenia Rady Ministrów, § 7 wyżej wyznaczone ceny maksymalne obowiązują na terenie m. Łodzi od dnia następnego po ogłoszeniu.

Zaznaczam, że zgodnie z §§ 10 i 11 wymienionego Rozporządzenia Rady Ministrów winni żądania lub pobierania cen wyższych od wyznaczonych, lub nieujawnienia tych cen w cennikach właściwych przedsiębiorstw handlowych, będą karani przez władze administracyjną I Instancji według art. 4 Rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej z dnia 31 sierpnia 1926 roku (Dz. U. R. P. Nr. 91 z 1926 roku poz. 527) o zabezpieczeniu podaży przedmiotów powszedniego użytku **aresztem do 6 tygodni lub grzywną do 10.000.— złotych**, o ile dany czyn nie ulega surowszemu ukaraniu w myśl innych Ustaw Karnych.

Łódź, dnia 9 września 1928.

Wice-Prezydent m. Łodzi

(—) Dr. E. Wieliński.





Von Thronen, Hochzeiten und Anleihen.

König werden ist nicht schwer, König sein dagegen sehr. Kaum hat Zogu I. sich die Krone von Albanien aufs Haupt gesetzt, gibt es schon den ersten diplomatischen Konflikt. Er hat als seinen offiziellen Titel das hochtrabende „König der Albaner" angenommen. Da aber nicht alle Albaner in Albanien wohnen, sondern ein Teil, etwa ein Drittel von ihnen, auch in andren angrenzenden Ländern, vornehmlich in Jugoslawien, erblickt dieses in dem neuen Titel mehr als eine königliche Förmlichkeit, es sieht darin eine politische Anmaßung, ja eine irredentistische Drohung und so hat die jugoslawische Regierung angekündigt, daß ihr Gesandter in Tirana „aus Gesundheitsrücksichten" nicht in der Lage sei, auf seinen Posten zurückzukehren. Das bedeutet, daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern, die schon im vorigen Jahre ganz nahe am Rand des Bruches waren, neuerdings gespannt sind. Dies um so mehr, als sich Italien, der Schutzherr Albaniens und seines neuen Königs, beeilt hat, in dem Austausch offizieller Erklärungen, der die albanische Thronbesteigung begleitete, den neuen Titel feierlich anzuerkennen.

Auf dem Balkan haben sich die ersten Anzeichen der geänderten Situation gezeigt, als Frankreich und England einen gemeinsamen Schritt in Bulgarien unternahmen, um die bulgarische Regierung zu einem Vorgehen gegen die mazedonischen Terrororganisationen zu veranlassen, Italien aber sich von diesem Schritt in betonter Weise fernhielt. Nunmehr wollen neue Nachrichten wissen, daß nicht nur Achmed Zogu mit Italien wegen seiner Heirat mit einer italienischen Prinzessin verhandelt, sondern daß auch der bulgarische König Boris im Begriff steht, eine diplomatische Ehe mit einer Tochter des italienischen Königs einzugehen. Mussolini als Heiratsvermittler versucht so im königlichen Brautbett die Wege der englisch-französischen Diplomatie auf dem Balkan zu durchkreuzen und Bulgarien stärker an Italien zu binden.

Dieser Kampf zwischen dem Einfluß der beiden westlichen Großmächte und dem Gegenspiel der faschistischen Diplomatie kommt deutlich in der Krise zur Erscheinung, in der sich die bulgarische Regierung seit Wochen befindet. Innerhalb des bulgarischen Kabinetts spielt sich ein heftiger Kampf zwischen jenen ab, die, wie der Außenminister Burow, der Ansicht sind, daß Bulgarien den Forderungen Englands und Frankreichs nachgeben müsse, die zugleich die Bedingungen der englisch-französischen Banken für den endgültigen Abschluß der bulgarischen Anleihe sind, und den Vertretern der italienfreundlichen Politik, die zugleich die Vertreter des schärfsten Terrors innerhalb des blutbefleckten bulgarischen Regimes sind. Der Streit geht in erster Linie um die Person des Kriegsministers General Wolkow, der das Haupt der faschistischen Offiziersverbände und der Vertrauensmann der mazedonischen Terroristen ist, auf deren blutige Macht sich die bulgarische Regierung bisher gestützt hat: ein Mann, durch seine geheimen Verbindungen mächtiger als der Ministerpräsident und der König. Vor kurzem wurde gemeldet, daß Wolkow auf Verlangen des Außenministers seine Dimission überreicht habe. Zu seinem wirklichen Ausscheiden aus dem Kabinett ist es aber bisher nicht gekommen, da der Ministerpräsident Liaptschew sich einfach nicht traut, den mächtigen und gefürchteten Mann zu entfernen. Auf der andern Seite droht nun auch Burow mit seinem Rücktritt, der im Augenblick, da Bulgarien in Genf neuerlich wegen seiner Anleihe verhandelt, eine für die Regierung untragbare Situation schaffen müßte. Als letztes Aushilfsmittel wird über eine teilweise Umgestaltung der Regierung verhandelt, aber es scheint kaum möglich, die Krise beizulegen. Es wird sich zeigen müssen, ob die politische Mitgift, die die italienische Königsbraut mitbringen soll, bedeutender ist als die finanziellen Vorteile, die die französischen und englischen Geldgeber in Aussicht stellen. Jedenfalls bleibt zwischen all diesen Thronen, Titeln, Hochzeiten, Banden und Banken die Politik auf dem Balkan ein brodelnder Hexenkessel von Krisen und Intrigen, während Mussolini das Feuer schürt und so in dem gefährlichsten Winkel Europas den Westmächten beweist, daß er auch auf der Welt ist . . .

Ein Volk wird modernisiert!

Die Zigeuner sollen angesiedelt werden.

Den Zigeunern in Osteuropa stehen böse Zeiten bevor. Man will sie sozusagen mit Gewalt zu den Segnungen unserer Zivilisation bekehren, indem man sie zu geregelter Arbeit zwingt. Die Regierungen der Tschechoslowakei, Ungarns und Rumäniens haben vor kurzem den Beschluß gefaßt, die Zigeuner in Arbeitskolonien zu vereinigen und ihnen dadurch das Umherziehen unmöglich zu machen.

Damit findet das Schicksal eines Volkes eine bedeutsame Wendung, das jahrhundertelang eine Sonderstellung unter den europäischen Völkern eingenommen hat.

Die Zigeuner stammen, ihrer Sprache, dem „Ziganeh" nach zu schließen, aus Indien. Unbekannt sind die Ursachen, die sie dazu veranlaßt haben, ihre eigentliche Heimat zu verlassen. Sie haben sich über die ganze Welt zerstreut, aber ihre Eigenart, ihre seltsamen Rasseeigenschaften haben sie behalten. Tausende dieser dunkelhäutigen, schwarzhaarigen Menschen leben heute noch auf eine Weise, die im Vergleich mit der unseren um Jahrhunderte zurückgeblieben zu sein scheint.

Zahlreich findet man unter den Zigeunern nomadisierende Stämme. In kleinen Gruppen, geführt von ihren Häuptlingen, „Vajda" genannt, ziehen sie in der Welt herum. Es gibt Wanderzigeuner, die irgendein Gewerbe ausüben. Sie arbeiten als Trogmacher, Kesselflicker oder Silberschmiede, und es fehlt ihnen durchaus nicht an Geschicklichkeit und Kunstsinn. Meistens ist aber diese Arbeit eher nur ein Vorwand, um das Umherziehen zu erleichtern.

Bei diesen nomadisierenden Stämmen herrschen oft urzeitlich patriarchalische Verhältnisse. Das Stammesoberhaupt verwaltet das meist recht spärliche Vermögen der Gemeinschaft, ihm müssen alle Angehörige des Stammes Gehorsam leisten.

Viele Zigeuner befassen sich mit dem Pferdehandel. Ihre Geschäftsmethoden genießen eine traurige Berühmtheit. Mir ist z. B. aus eigener Erfahrung der Fall eines Bauern bekannt, der auf einem Markt in Ungarn seinen altgewordenen Ackergaul verkauft und bald darauf ein anderes, anscheinend junges Pferd erstanden hat. Erst zu Hause, im Stall, merkte er zu seinem Schrecken, daß er sein altes Pferd teuer wiedererstanden hatte. Die Zigeuner waren an der Arbeit; eine Stunde hatte für sie genügt, um dem Pferd ein vollständig verändertes Aussehen zu geben.

Die kultivierteste Klasse der Zigeuner sind die berufsmäßigen Musikanten. Sie sind seßhaft, bauen bereits gemauerte Häuser und leben in kleinen, streng abgesonderten Kolonien in der Nähe der Dörfer. Manche unter diesen Musikanten wurden sogar berühmt und erwarben nicht unbeträchtliche Vermögen, z. B. der Zigeunerprimas Racz Laci, der eine ganze Dynastie bekannter Zigeunerkapellmeister begründet hat, von der jetzt Racz Laci XXXVII. in Budapest konzertiert. Zu erwähnen ist noch der Primas Nyari Rudi, der insbesondere in Amerika Erfolg hatte, und die Zigeunerin Cinka Panna, die mit dem ungarischen Freiheitskämpfer Rakoczi in die Verbannung ging und deren Kompositionen heute noch, nach mehr als 250 Jahren, in Ungarn zur populären Musik gerechnet werden können. Musik ist überhaupt so ziemlich das einzige Gebiet, auf dem die Zigeuner bedeutende Leistungen vollbracht haben. Ihre feurigen, sehnsuchterfüllten Volkslieder und Tänze sind über die Grenzen Ungarns hinaus bekannt, und so manche ungarische Operette verdankt ihre Schlager und ihren Welterfolg Zigeunermelodien unbekannter Schöpfer.

Alle Zigeuner zeigen die gleichen Eigenschaften. Sie sind ein schöner Menschenschlag; schlank, von tiefbrauner Hautfarbe und sehr intelligent. Ihre abenteuerliche Lebensweise, die sie sehr bald in Gegensatz zu den Menschen, unter denen sie leben, bringt, die immerwährende Verfolgung, unter der sie zu leiden haben, hat in ihnen ganz besondere Eigenschaften entwickelt. Zigeuner besitzen einen hochentwickelten Orientierungssinn, eine ungewöhnlich scharfe Beobachtungsgabe und unglaubliche Geschmeidigkeit. Die Wurfangel, eine kleine dreifache Angel, die in jeder Lage greift, wird von ihnen meisterhaft gehandhabt. Pflanzengifte, insbesondere die gefährlichen Säfte verschiedener Nachtschattengewächse finden bei ihnen sowohl als Heilmittel wie auch als Gift häufig Verwendung. Die Zigeuner sind leidenschaftliche Fleischesser, und da es ihnen nicht immer möglich ist, sich teueres frisches Fleisch zu beschaffen, schrecken manche von ihnen auch nicht vor dem Genuß verendeter, halb verwester Tiere zurück. Der Igel ist ein bei ihnen besonders beliebtes Nationalgericht. Die Zigeuner sind unübertreffliche Jäger und Fischer. Ein scharfer Instinkt ergänzt, was ihren Werkzeugen an Vollkommenheit fehlt.

Ein Volk, das bisher Paria war, steht an der Schwelle einer neuen Entwicklung. Gelingt es, seine hohe Intelligenz in den Dienst neuzeitlicher Arbeit zu stellen, dann ist es nicht schade um die verlorene Romantik und die Musik, die aus ihr entstanden ist und nun kein Thema mehr finden wird.

Viktor Sanguessa.

„Musterländle" Wolhynien.

Ein Vertreter der „Agencja Wschodnia" hatte eine Unterredung mit dem Wojewoden von Wolhynien, Henryk Jusesski, über die Zukunft Wolhyniens. Der Wojewode führte u. a. aus: „Die Lage in Wolhynien, die ich auf meinen Rundreisen beobachtet habe, gibt Anlaß zu optimistischen Ausblicken und verspricht eine günstige Entfaltung der polnisch-ukrainischen Beziehungen. Vor allen Dingen fällt im Vergleich zu der Situation vor einigen Jahren der wirtschaftliche Aufschwung, die Hebung des Wohlstandes und der materiellen Kultur auf. Die Ortsbevölkerung steht ohne Rücksicht auf Nationalität und Bekenntnis im allgemeinen den Organen der ausführenden Gewalt mit immer größerem Vertrauen gegenüber."

Nach diesen Worten geht demnach Wolhynien in allernächster Zeit paradiesischen Zuständen entgegen.

Die blonde Alex.

Roman von Hans Mitteweider.

(7. Fortsetzung.)

Sie eilte in den Garten, wo der Graf ihrer noch harrte.

Er sprang auf, als er sie kommen sah, und sein Herz schlug in ungestümer Freude, als sie sich an seine Brust schmiegte.

„Ja, ich darf dein sein, Rutherford", sagte sie und ihre Augen strahlten in Glück, als sie zu ihm aufschaute. „Vater will uns segnen, nur mußt du Geduld haben, Geliebter, und nicht verlangen, daß ich dir schon jetzt als dein Weib folge. Jahre werden vielleicht verstreichen, ehe ich dir werde ganz gehören können — Jahre — aber du wirst wissen, daß ich dein bin und dein bleiben werde, und du wirst nie an meiner Liebe zu dir zweifeln, du wirst aber auch nie fragen, warum diese Trennung sein muß — willst du, Geliebter?"

„Alles, was du willst, Alexandra! Wenn ich nur weiß, daß du einst mein sein wirst, dann will ich geduldig harren, bis du mich zu dir rufen wirst, und nie will ich fragen, warum es so sein muß — nie will ich an deiner Liebe zweifeln, du Holde —, wie du nicht an der meinen zweifeln wirst —"

Da küßte sie ihn innig und dann zog sie ihn mit sich zu ihrem Vater.

Rutherford sah Horace Yarrow zum ersten Male und wußte sofort, daß seine Braut die Tochter eines vornehmen Mannes sei, und was etwa an Zweifeln in ihm gelegen hatte, das fiel von ihm ab, als er vor diesem weißhaarigen Herrn mit dem noch jugendfrischen Gesicht kniete und seinen Segen empfing.

Den Abend verbrachten die drei gemeinschaftlich. Am nächsten Morgen reiste Graf Rutherford ab und noch am gleichen Tage trug ein Schiff ihn nach der Heimat.

Horace Yarrow aber und Alexandra rüsteten alles, was nötig war für die Aufgabe, die letztere sich gestellt hatte. Er besorgte ihr, was sie brauchte, um als Dame auftreten zu können, und ein Zeugnis, dessen sie bedurfte, um eine Stelle als Gouvernante annehmen zu können, würde sie in Paris erhalten, von ihrer früheren Lehrerin, die dort ein großes Institut leitete, und deren Liebling sie gewesen war.

Ein unvorhergesehener Umstand sollte die Abreise Alexandras früher herbeiführen, als die beiden ursprünglich beabsichtigt hatten.

Seit der Befreiung der englischen Herren hatte die griechische Polizei noch eifriger als zuvor nach Menadeon gefahndet. Noch hatte sie ihn nicht entdeckt und gefangen, aber der Räuber mochte spüren, daß es besser sei, wenn er sich einen neuen Schlupfwinkel suchte.

Das wollte er nicht tun, ohne Alexandra entführt zu haben. Er wollte das schöne Mädchen mit sich schleppen, und so kam es, daß er eines Tages, als Alexandra auf der Steinbank saß und an den fernen Geliebten dachte, plötzlich vor sie trat und sie beschwor, ihm zu folgen.

Stolz und hochmütig wies sie ihn ab und als er sie packen und davontragen wollte, hielt sie ihm einen Revolver entgegen.

Da entfernte er sich unter Drohungen, und Alexandra wußte, daß er sie wahrmachen würde. Sie eilte zu ihrem Vater und bat ihn, sofort mit ihr das Haus zu verlassen.

Horace Yarrow willigte ein.

Nach einigen Stunden schon hatte er sein Haus an einen Griechen verkauft, der es schon längst hatte erwerben wollen, und Vater und Tochter schieden in tiefster Wehmut von der Stätte, wo sie so lange glücklich gewesen waren. Das Leben, dem sie entflohen waren, nahm sie wieder auf. Schwarz und drohend stand die Zukunft vor ihnen, aber sie fürchteten sich nicht. — — —

Als ihr Boot über die Fluten des kleinen Golfes glitt und sie ein letztes Mal zurückschauten nach ihrem Heim am Berge droben, erschraken sie beide: Flammen schlugen aus dem Hause, es brannte lichterloh!

Menadeon hatte seine Drohung ausgeführt, war jedoch zu spät gekommen, und diese letzte Tat kostete ihm Freiheit und Leben.

In Korinth erfuhren Horace Yarrow und Alexandra, daß Polizisten und Soldaten den gefürchteten Banditen gefangen hatten.

Es konnte ihnen gleigültig sein, sie hatten nichts mehr mit diesem Verbrecher zu schaffen. Alexandra fand einen Platz auf einem Dampfer, der nach London bestimmt war, und der Kapitän versprach, sie unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. In Marseille schon wollte sie von Bord gehen, mit der Bahn nach Paris fahren, ihrer Lehrerin einen Besuch abstatten und sie um ein Zeugnis bitten, unter der Vorgabe, daß sie sich infolge der plötzlichen Verarmung ihres Vaters ihr Brot selbst verdienen müsse.

Unter heißen Tränen nahmen Vater und Tochter Abschied voneinander. Noch lange winkte Alexandra mit ihrem Tuche, bis endlich der Strand hinter ihr verschwand.

„Nun bin ich ganz allein!" dachte sie. „Aber ich will nie verzagen. Ich muß eine große und heilige Aufgabe erfüllen, und ich bin überzeugt, Gott wird mir dabei helfen, denn er muß ja die Unschuld meines Vaters an den Tag bringen. Dann aber — — o, Rutherford, wie ich dich liebe!"

*

Auf dem Boden der Heimat.

Alexandra Ereme, wie sie sich noch immer nannte, war von ihrer ehemaligen Lehrerin mit tausend Freuden aufgenommen und sehr bedauert worden, als sie sagte, daß sie nun ihr Brot selbst verdienen müßte. Sie erhielt ein glänzendes Zeugnis, und unter den besten Wünschen der alten Dame fuhr sie über den Kanal, nach London und — nach Yarrow.

Eine Postkutsche brachte sie nach dem freundlichen Dörfchen, das sie genau so fand, wie ihr Vater es ihr geschildert hatte.

Die beiden Schlösser der Yarrows und der Twickenhams erhoben sich nicht weit voneinander, das erstere auf einem steilen Felsen, der in Terrassen nach dem Meere abfiel, das andere mehr landeinwärts, beide durch eine kaum einstündige Wegstrecke voneinander getrennt.

Das Dorf selbst ward in der Hauptsache von Fischern bewohnt, hatte sich aber infolge der günstigen Lage am Meere zu einem Badeorte entwickelt, der noch im Aufblühen begriffen war und immer zahlreichere Besucher anlockte.

So kam es, daß der Gasthof selbst den Ansprüchen verwöhnter Reisender zu genügen vermochte und Alexandra sehr wohl ein Zimmer hätte bekommen können, wie es ihrem Stande entsprochen hätte.

Sie war jedoch klug genug, sich mit einem bescheidenen Zimmerchen zu begnügen, wie sie auch die einfachsten Kleider

Die Reize des Blinddarms.

Von Dr. med. **Curt Kayser**, Berlin.

Als vor drei Jahren der erste Präsident des Deutschen Reiches, Friedrich Ebert, einer Blinddarmentzündung zum Opfer gefallen war und im vorigen Jahre der Reichstagspräsident Löbe ebenfalls an einer Blinddarmentzündung erkrankte, erwachte von neuem das Interesse der Allgemeinheit für diese Erkrankung. Schon einmal war dieses Interesse wachgerufen worden, als es Ende des vorigen Jahrhunderts zum ersten Male gelang, der Blinddarmentzündung auf operativem Wege Herr zu werden. Es gehörte damals sozusagen „zum guten Ton", daß man sich den Blinddarm entfernen ließ, aber in späteren Jahren, zumal als sich gezeigt hatte, daß unter sachgemäßer Behandlung die Blinddarmentzündung gelegentlich auch o h n e operativen Eingriff abheilen k a n n, suchte sich das Publikum der Operation, gegen den Rat des Arztes, mehr und mehr zu entziehen.

Statistische Nachweisungen in Preußen haben gezeigt, daß besonders in den Jahren nach dem Kriege ein starkes Ansteigen der Erkrankungen stattgefunden und auch die Sterblichkeit an Blinddarmentzündung in Deutschland gegen früher eine erhebliche Zunahme erfahren hat. Ein vor kurzem vom Preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt herausgegebenes Merkblatt zur Information der Aerzte gibt die Zahl der jährlichen Todesfälle an Blinddarmentzündung in Deutschland mit über 4000 an und sieht die Ursache hierfür hauptsächlich in der zu spät erfolgenden chirurgischen Behandlung.

Die Blinddarmentzündung gehört zu denjenigen Erkrankungen, die den Menschen überfallen wie der Dieb in der Nacht. Während man aber beim geringsten Geräusch, das der Einbrecher verursacht, wach wird und zur Selbsthilfe oder zum Telephon greift, um den Dieb zu verscheuchen, werden die ersten Anzeichen der Blinddarmentzündung und der Zeitpunkt, in dem die ärztliche Hilfe mit Sicherheit Rettung zu bringen vermag, meist aus Unkenntnis oder Gleichgültigkeit nicht beachtet.

Die Blinddarmentzündung beginnt gewöhnlich mit Leibschmerzen, meist in der rechten Unterbauchseite. Fast stets besteht gleichzeitig Fieber und Stuhlverstopfung. Oft sind diese Krankheitserscheinungen auch von Uebelkeit und Erbrechen begleitet. Alle diese Beschwerden rühren her von einer Entzündung, die sich im Wurmfortsatz, d. h. dem Anhang des eigentlichen Blinddarms abspielt. Schon in wenigen Stunden kann es dabei zur Eiterbildung und zum Bersten des Wurmfortsatzes kommen, womit die fast stets tödlich endende Bauchfellentzündung ihren Anfang nimmt. Es unterliegt nach dem heutigen Stande der Wissenschaft keinem Zweifel, daß sachgemäße, d. h. in diesem Falle chirurgische Hilfe, innerhalb der ersten 24 Stunden durch operative Entfernung des Wurmfortsatzes sichere Heilung zu bringen vermag. Die Operation stellt heutzutage einen so gut wie gefahrlosen Eingriff dar, wenn sie rechtzeitig vorgenommen wird. Aber leider nur zu oft wird noch immer der Versuch gemacht, durch Hausmittel aller Art die Krankheit zu beheben oder dem Rate unverantwortlicher Kurpfuscher zu folgen. Einzig der Arzt wird imstande sein, den rechten Augenblick für die Operation zu erfassen und gegebenenfalls, wenn das Leiden bereits längere Zeit besteht, das Risiko einer nichtoperativen Behandlung auf sich nehmen.

Eine besondere Tücke der ohne Operation geheilten Blinddarmentzündung liegt in ihrer Neigung, wiederzukehren. Der Nichtoperierte pflegt nach einiger Zeit, nach Wochen, Monaten oder auch Jahren, von neuem von diesem Leiden befallen zu werden, und mit jedem neuen Anfall verschlechtern sich dieHeilungsaussichten und vergrößert sich die Gefahr. Deshalb wird mit Recht von der Aerzteschaft immer wieder darauf gedrungen, daß Kranke auch nach glücklichem Ueberstehen eines Anfalles nicht zögern sollen, in den anfallfreien Zeiten sich ihren Wurmfortsatz entfernen zu lassen. Der Wurmfortsatz, in dem sich die Erkrankung abspielt, gehört zu denjenigen Organen des Körpers, die für Leben und Gesundheit des Menschen durchaus überflüssig sind. Daher sollte man nicht zögern, sie als Gefahrenquelle aus dem Organismus im Erkrankungsfalle oder später auszuschalten. Menschen, die niemals einen Anfall oder Beschwerden gehabt haben, brauchen hieraus natürlich nicht die Lehre zu ziehen, daß sie unbedingt sofort zum nächsten Arzt zwecks Entfernung ihres Blinddarms gehen müssen.

Als U r s a ch e für dieBlinddarmentzündung hat man im Volke alle möglichen Dinge angesehen. Die gelegentlichen Befunde von Splittern von Emailletöpfen, von Fischgräten, Borsten von Zahnbürsten, Kirschkernen, Eingeweidewürmern und dgl. hat man zu Unrecht als Erreger der Blinddarmentzündung angesehen. Denn nur im allerkleinsten Teil der operativ entfernten Wurmfortsätze sind sie gefunden worden. Die Wissenschaft steht heute auf dem Standpunkte, daß die Entzündung des Blinddarms ebenso durch die Einwanderung und Wucherung von Bakterien zustande kommt, wie etwa die Mandelentzündung. Natürlich spielt die Reizung der Schleimhaut des Darmes, wie sie durch ungeeignete Kost, durch Darmkatarrhe und dgl. hervorgerufen werden kann, eine der Erkrankung den Weg bereitende Rolle. Das männliche Geschlecht wird im allgemeinen weit häufiger von der Blinddarmentzündung heimgesucht, als das weibliche. Ganz besonders schwer pflegt erfahrungsgemäß bei Kindern dieBlinddarmentzündung zu verlaufen.

Der Rat des Arztes an die Bevölkerung geht also dahin, bei den ersten Anzeichen einer Blinddarmentzündung sich im eigensten Interesse sofort ärztlicher Hilfe zu versichern und, falls nach ärztlichem Dafürhalten eine sofortige Operation notwendig ist, niemals die Vornahme des Eingriffs durch Unverständnis oder sonstige Hemmungen zu verzögern.

Der alte Buchhalter erzählt.

Vom „Siegeszug" der Maschine.

Seinen 50.Geburtstag feierte er noch als angesehener Angestellter einer Großfirma. Er hatte Zusammenbruch und Deflation gut überstanden, das heißt, war nicht abgebaut, nicht auf die Straße geworfen worden, aber dann kam ein kleines, harmloses Maschinchen von Amerika herüber, und dann wurde er überflüssig.

Er repräsentiert eine verschwindende Berufsgeneration, eine, der wir morgen vielleicht schon in der Literatur häufiger begegnen werden als im täglichen Leben. Er ist der Typ des Buchhalters alten Stils. Jener Typ, der schönste Handschrift, pedantische Genauigkeit, sauberstes Arbeiten in sich als seine Haupteigenschaften vereinigt. Der täglich früh umständlich seine Bleistifte spitzt, die Federn nachsieht, den Löscher aufzieht; der noch Punkte mit mathematischer Genauigkeit auf die Eins setzt und stets zur selben Stunde und Minute sein Butterbrot verspeist. Jener Typ, der mit einer Hingebung dieKnotenköpfe übermalt, als würden die Bücher Welten überdauern, der verstohlen meisterhafte Radierungen vornimmt, falls sich ein unheilvoller Klecks gehässig aufs Papier setzt, der Stunden die längsten Zahlenspalten addiert, ohne jemals zu irren, der jedes Buch liebt wie sein Kind und ihm das eigene Gesicht hineinschreibt, der nie schneller, nie langsamer arbeitet, sondern immer in der gleichen, ruhigenManier, der nie vergißt, im Sommer die Jalousien herunterzulassen und im Winter am Thermometer den vorschriftsmäßigen Wärmegrad nachzuprüfen.

*

Die kaufmännische Arbeit blieb lange Zeit die Oase inmitten eines längst mechanisierten Betriebes. Vor dem Bureau stand die Maschine eine Weile still. Sie überlegte, verschnaufte von ihrem Triumphzug, verdaute, was sie bisher mit ihrem Räder- und Motorenwerk durchdrang.

Da schwand das wichtigste Utensil: die schwarze Kopierpresse. Es klapperte plötzlich frech und anmaßend in die schier feierliche Stille hinein, unbekümmert der zahlreichen Verwünschungen, die man dem Ruhestörer ärgerlich zuwarf. Die Schreibmaschine war da. Geräuschvoll eroberte sie sich die Bureaus, verschaffte auch bald ihren Geschwistern Eingang, Heute mischt sich in das Geklapper der Schreibmaschine das monotone Surren eines elektrischen Motors, der die Rechenmaschine treibt. Schließt man für Sekunden die Augen, so könnte man gut annehmen, in irgendeiner Werkstätte zu weilen, statt in einem Kontor.

Nur in einer Abteilung war trotz allen technischen Neuerungen die Maschine verpönt: in der Buchhaltung. Bis gestern abends. Da regierte noch unumschränkt die Tinte, die Handschrift, das Buch. Die riesigen, dickleibigen Bücher, jedem Laien so unerhört viel Respekt einflößend; auf sie konnte keine Schreibmaschine ihre ertötend gleichen Schriftzeichen setzen. Sie waren nur der Feder des Buchhalters gefügig und dieser wiederum verschanzte sich, jede Neuerung verdammend, hinter ihre gewichtigeBehäbigkeit.

*

„Als wir erstmals von einer maschinellen Buchhaltung hörten, haben wir alle gelacht. Wir konnten uns gar nicht vorstellen, wie man unsere Arbeit mechanisieren könne."

Bis die angekündigte Maschine kam. Heute krempelt dieses technische Wunderwerk die ganze Buchhaltung von Grund auf um. Es ist an sich ganz unscheinbar, gleich einer Schreibmaschine, nur daß die Tasten nicht auf die übliche Gummirolle, sondern nach unten aufschlagen. Aber diese Teufelsmaschine schreibt, rechnet, zeigt die Endsummen an, stoppt — schlägt der Schreiber fehl —, ist zugleich Grundbuch, Kontokarte, Mahnkarte, alles.

Die Kontokorrentbuchhalter werden durch sie überflüssig; auch die Journalführer. Ein Anschlag auf die Tasten und die Buchung steht gleich auf allen gewünschten Kartothekblättern. Die ganze Arbeit macht ein junger Mann, der die Maschine bedient, und ein kleines Mädchen, das die Karten einlegt. Die Stehpulte und die hohen Drehstühle verwaisen. Die Ruhe verfliegt. Das Geratter der Buchhaltungsmaschine ist der Taktschlag des neuen Tempos.

Die dicken Folianten verlieren ihre Würde und werden respektlos im muffigen Schrank verstaut. Was ehedem tagelang peinlich und aufmerksam in die Bücher geschrieben wurde, erledigt heute die Maschine in wenigen Stunden.

„Von den älteren Kollegen, die mit mir arbeiteten, sind noch drei in der Firma. Wir andern wurden alle nacheinander abgebaut. Und jetzt will uns niemand mehr nehmen." „Warum?" fügt er bitter hinzu, „weil wir eben für die heutige Zeit schon zu alt sind — mit fünfzig Jahren."

Wilhelm Kristl.

---

angelegt hatte, die sie besaß. Sie wollte von Anfang an als Gouvernante auftreten und vor allem vermeiden, daß man irgendwie auf sie aufmerksam würde.

Die freundliche Wirtin, der sie anvertraute, daß sie sich nach einer Stelle umsehen wolle, meinte zwar, es sei wohl augenblicklich keine in der Gegend zu haben, aber der Zufall wollte es anders.

Noch standen die beiden am Fenster und schauten auf die Dorfstraße hinaus. Alexandra freilich ließ ihre Blicke oft nach dem stolzen Schlosse hinüberschweifen, das den Yarrows gehörte, und wo jetzt ihr Vater als Herr hätte gebieten müssen. Da ward sie durch Räderrollen auf eine daherkommende Stagecoach aufmerksam, die mit einer sehr vornehmen Gesellschaft von Damen und Herren besetzt war.

Alexandra erschrak bis ins innerste Herz, als sie neben dem Lenker des eleganten Viergespanns eine Dame sitzen sah, deren herrliches, glodblondes Haar in der Sonne leuchtete.

Sie wußte sofort, wer es war — — ihre Mutter, die Prinzeß Twickenham!

Wie wunderschön diese Frau war!

Das Herz Alexandras schlug stürmisch. Sie hätte die Arme vorstrecken und diese Frau anrufen mögen mit dem Namen, den sie nie hatte aussprechen können und aussprechen dürfen seit ihren frühesten Kindertagen: Mutter!

Sie bezwang sich. Sie wollte auch nicht fragen, aber die Wirtin rief schon:

„Haben Sie die schöne, vornehme Dame gesehen, die mit dem herrlichen blonden Haar, Miß Ereme? Das war die Prinzeß Twickenham!"

„Die Prinzeß Twickenham?" wiederholte Alexandra tonlos.

Eine jubelnde Freude war plötzlich in ihr.

So hatte ihre Mutter doch nicht wieder geheiratet, wie der Vater als sicher angenommen hatte.

War das vielleicht ein Zeichen, daß auch sie ihn nicht vergessen konnte und nicht ihre Liebe zu ihm?

Alexandra hatte während der Ueberfahrt manchmal gemeint, sie müsse ihre Mutter hassen, weil sie den Gatten in seiner höchsten Not einem furchtbaren Schicksal überlassen hatte, sie hatte gemeint, daß eine solche Frau herzlos sein müsse — nun aber — ach, was hätte sie darum gegeben, sich vor dieser schönen Frau niederzuwerfen und ihr Haupt in ihren Schoß zu pressen, sie zu umschlingen und sie Mutter zu nennen!

Alexandra bezwang sich, anscheinend nur neugierig, vernahm sie, was die redselige Wirtin ihr erzählte.

„Ja, die Prinzeß Twickenham, eine sehr reiche Dame, und der Herr, der neben ihr saß, ist ihr Verlobter, der jetzige Marquis von Yarrow, Roland. Die Prinzessin würde, wenn sie ihn heiratet, nur einen Namen bekommen, den sie schon einmal getragen hat, sie war bereits früher die Gattin eines Yarrow ,eines gewissen Horace Yarrow, und wäre auch Marquise geworden, wäre nicht das furchtbare Unglück über sie gekommen. Ihr Gatte wurde zum Tode verurteilt. Er soll seinen eigenen Bruder ermordet haben — — es soll schrecklich gewesen sein damals — aber er ist doch nicht gehenkt worden. Eines Tages war er entflohen und dann ist er irgendwo in der Fremde gestorben."

„Als Mörder hätte er dieses Schicksal verdient", sagte Alexandra leise.

„O, Fräulein, da urteilen Sie anders als die meisten hier. Von denen, die den jungen Herrn damals gekannt haben, hat keiner ihm eine ruchlose Tat zugetraut: er war der beste, der gütigste und vornehmste Herr, den man sich nur hätte denken können, und seine Frau — eben die Prinzessin — und er liebten sich einander aufs herzlichste. Er hatte auch seinen Bruder sehr gern, wie dieser ihn, — — nein, nein, niemand wußte, warum er den Mord hätte begehen sollen — —"

„Vielleicht sind die Brüder doch in Streit geraten", wendete Alexandra ein, aber sie war innerlich glücklich über das, was sie eben gehört hatte, weil es ihren eigenen Empfindungen so ganz und gar entsprach.

Jaja, Sie haben es erraten", erwiderte die Wirtin. „Die Brüder sollen sogar sehr hart aneinandergeraten sein, aber trotzdem hätte Horace nie einen Mord begangen."

„Dann wäre er also unschuldig verurteilt worden und der wirkliche Mörder straffrei geblieben? Warum hat man nie nach diesem geforscht?"

„Auch das ist wohl geschehen, aber nur heimlich, denn das Gericht hätte doch das Urteil nicht gefällt, und Beweise müssen vorgelegen haben — ich weiß es nicht, ich habe damals noch nicht hier gelebt, bin erst durch meine Heirat hierhergekommen — — wenn Sie sich jedoch für den Fall interessieren, werden Sie Leute genug hier finden, die Ihnen davon allerhand erzählen können was ich nicht weiß, namentlich in Yarrow-Castle, wo noch viele von der früheren Dienerschaft leben. Der jetzige Marquis hat sie behalten, er soll sehr gütig zu ihnen sein, wenngleich er sonst streng darauf sieht, daß ihm sein Recht wird — —"

„Aber das wollte ich Ihnen eigentlich gar nicht sagen, Miß Ereme, ich habe mich nämlich, als ich die Prinzessin sah, darauf besonnen, daß sie gerade jetzt eine Gesellschafterin sucht — vielleicht hat sie auch schon eine gefunden — jedenfalls wäre es sehr ratsam für Sie, wenn Sie sich morgen früh gleich nach Twickenham begäben und sich der Prinzessin melden ließen."

„Das werde ich tun", erwiderte Alexandra. „Ich bin Ihnen jedenfalls sehr dankbar. Doch sagen Sie, die Prinzessin liebt diesen Marquis Roland?"

„Es muß wohl so sein, sonst hätte sie sich doch nicht mit ihm verlobt. Vielleicht liegt ihr auch bloß daran, nun doch wieder eine Yarrow zu werden, wie sie es schon damals war."

„Ihr Vater —"

Alextandra verstummte jäh. Sie konnte doch nichts von dem Vater der Prinzessin wissen — doch die Wirtin blieb arglos und sagte sogleich:

„Der Herzog Twickenham ist schon vor Jahren gestorben. Er war ein sehr stolzer, unzugänglicher Herr. Ich habe ihn nicht mehr gekannt."

Häusliche Pflichten riefen die Wirtin ab. Alexandra begab sich an den Strand, um in der Einsamkeit über das eben Gehörte nachzudenken, durch das bereits zum großen Teil bestätigt worden war, was sie von ihrem Vater erfahren hatte.

Sie war froh, daß niemand außer den Richtern und vielleicht dem Herzog ihren Vater für einen Mörder hielt, und noch mehr freute sie sich, weil ihre Mutter sich noch nicht verheiratet hatte.

Sie war allerdings verlobt, aber eine innere Stimme raunte Alexandra zu, daß bei dieser Verlobung Liebe nicht den Ausschlag gegeben habe, daß die Prinzessin einen anderen Grund gehabt haben müsse, die Werbung des Marquis Roland anzunehmen.

Fortsetzung folgt.

Unterhaltung

Der geliehene Ueberzieher.

Erzählung von Viktor Rakosi.

Einmal, es war schon gegen Ende des Herbstes, begleitete ich während der Nacht einen guten Freund nach Hause, der am Donauquai wohnte. Ein feiner, kalter Regenschauer ging nieder, drang tief in die Kleider ein, rutschte zum Halse herein, fraß sich in unsere Bärte ein, und war im ganzen viel unangenehmer als ein anständiger, gewöhnlicher Gußregen. Solange wir durch die schmalen Straßen der Stadt an den Häusern vorübergingen, war dieser Umstand noch halbwegs zu ertragen. Wir blieben unter vorspringenden Balkonen und großen Firmentafeln für einen Augenblick stehen, damit wir das Wasser nicht so zu spüren bekamen, das unsichtbar auf unser Gesicht herabrieselte. Es machte auf uns den Eindruck, als ob wir gegen Spinnweben aus Eisfäden in den alten, verlassenen, volksleeren Gassen einer Stadt anstürmen müßten. Doch sobald wir auf den eigentlichen Donauquai kamen, wehten uns vom Norden her, von der Richtung des Gül-Baba Grabmales, heftige Windstürme entgegen und fegten die beiden Ufer rein. Der aufgepeitschte Strom schleuderte seine Wellen hin und her und die Ketten der großen Brücke rasselten laut. Wir zogen unsere Ueberzieher fester zusammen und gelangten vor das Haus. Meine Zähne begannen zu klappern.

Während wir auf den Hausmeister warteten, blickte mich mein Freund an und sprach:

„Dir ist kalt!"

„Sehr!"

„Schlaf bei mir!"

„Ich kann nicht, ich hab in der Früh daheim zu tun!"

„Dann zieh dir wenigstens meinen Ueberzieher an, er ist viel wärmer!"

Wahrhaftig, es war ein sehr schöner Ueberzieher. Lichtgelbe Streifen auf braunem Grunde. Er fiel bis zu den Knöcheln herunter und saß wie angegossen am Körper. Wie ich ihn nur anschaute, war mir nicht mehr so kalt.

„Mir ist es egal."

Und so tauschten wir also draußen vor der Haustüre unsere Ueberzieher aus.

„Paß mir auf ihn auf. Ich hab ihn mir erst zum Frühjahr machen lassen! Servus!" Wir winkten einander noch rasch zu und ich freute mich schon darauf, wieder in die schmalen Gassen zu kommen. Nur von weitem hörte ich noch durch den Strom den Wind herüberjammern.

Wahrhaftig, es war ein viel besserer Rock als der meinige. Der meinige war klein und dünn, ein kurzer Sportüberzieher, der sich so eng an den Körper anschmiegt, die Schlankheit des Leibes schon abzeichnet, alle Tugenden besitzt, nur nicht die, zu wärmen. Die armen Bettelstudenten der juridischen Fakultät pflegen solche Kleidungsstücke zu tragen, natürlich nur im Winter.

Ich eilte schnell nach Hause, im Vorzimmer hängte ich den nassen Ueberzieher auf einen Haken auf und dann war ich glücklich, daß ich ins Bett kam.

Am nächsten Morgen erzählte mir meine Frau, daß in der Nacht alles festgefroren sei. Dann holte sie meinen Winterrock aus dem Kasten hervor, damit ich mir jetzt diesen anziehen solle. Es würde jetzt so besser sein.

Nachmittags traf ich meinen Freund im Klub. Wir trugen beide Winterröcke. — „Ich werde dir deinen Winterrock zu dir in die Wohnung senden," sagte ich. — „Es eilt nicht. Inzwischen ist über Nacht der Winter gekommen. Ich denke, daß ich ihn bis zum Frühjahr nicht brauchen werde."

Ich vergaß binnen ein paar Tagen die ganze Sache. Einmal, während des Mittagsessens, sagte meine Frau zu mir:

„Hast du mit deinem Schneider gesprochen?"

„Warum denn?"

„Daß er wegen deines Winterrocks kommt. Er weiß doch, daß wir ihn wenden lassen wollen. Er ist schon sehr schadhaft."

„Selbstverständlich habe ich es ihm gesagt. Es ist mir unverständlich, daß er sich so verspätet hat."

Das Stubenmädchen, das gerade die Brotsauce auf das Tischtuch geschüttet hatte, sagte jetzt:

„Der Schneider ist gestern hier gewesen."

„Und was haben Sie ihm gesagt?"

„Nichts hab ich ihm gesagt, ich habe ihm den Rock gegeben."

„Welchen Rock denn?"

„Na den, der im Vorzimmer hing."

Mir ahnte nichts Gutes. „Unglückliche, was haben Sie da angestellt?"

„Bitte schön, die Gnädige hat gesagt, sie wird den Rock des gnädigen Herrn ins Vorzimmer hinaushängen und wenn der Schneider in der Früh kommt, soll ich ihm ihn geben."

„Und ist der Schneider in der Früh gekommen?"

„Ja, am folgenden Morgen war er hier, als der gnädige Herr so spät nach Hause kam."

(Wäre lieber der Schneider so spät nach Hause gekommen!)

„Was ist geschehen?" fragte meine Gattin ängstlich.

„Was geschehen ist? Das ist geschehen, daß Ladislaus' funkelnagelneuer Ueberrock dem Schneider übergeben wurde, der ihn wenden soll."

„Jesus, geh sofort zum Schneider! Jeder Schneider ist langsam!"

Diese Tatsache bezieht sich nicht auf alle Funktionen eines Schneiderlebens, denn beim Präsentieren von Rechnungen sind sie sehr rasch am Werke, trotzdem hege ich noch Hoffnung.

Der Schneider empfing mich sehr freundlich mit vielen Kratzfüßen und redete mich mit einigen „Gnädiger Herr" an. Dies alles machte auf mich den besten Eindruck, da ich daraus entnahm, daß er mit seiner Arbeit noch nicht begonnen hatte.

„Nun Herr Horvàth, wie steht es denn mit unserer Arbeit?"

„Der gnädige Herr werden mit mir zufrieden sein."

„Ich werde zufrieden sein? Das heißt also, daß Sie noch nicht einmal angefangen haben?" sagte ich zuversichtlich.

„Oho, ganz im Gegenteil! Stephan! Bring den gewendeten dunkelblauen Ueberzieher!"

Ah, den dunkelblauen Ueberzieher! Ich merkte schon, daß er den Ueberrock meines Freundes Ladislaus mit einem Kleidungsstücke verwechselte.

Stephan brachte im nächsten Augenblicke einen eleganten ‚dunkelblauen Ueberzieher und legte ihn auf das Pult.

„Bitte sehr!"

„Das ist ja nicht der meine, Herr Horvath, der meine war braun mit gelben Streifen."

„Jawohl, auf der Außenseite, aber auf der Rückseite sieht er so aus!"

Ich sah mir die Innenseite an: Es war der Ueberrock. Um Himmelswillen, wie soll ich jetzt einen blauen Ueberzieher statt eines gelbgestreiften zurückgeben! Ich war nicht wenig bestürzt.

„Die alte Farbe war hübscher," sagte ich niedergeschlagen.

„Es ist dies ganz meine Meinung," erwiderte Herr Horvath. „Es hat mich wahrhaftig verwundert, daß Sie ihn wenden ließen, zumal die Außenseite noch so schön war, daß es durchaus überflüssig schien. Aber er ist auch so recht hübsch."

„Wissen Sie was, Herr Horvath, setzen Sie einen hübschen Kragen auf diesen Ueberzieher und schicken Sie mir ihn dann nach Hause."

„Einen Kragen auf einen Ueberzieher? Das ist mir in meiner Schneiderpraxis bisher noch nicht vorgekommen."

„Aber ich wünsche es und Sie werden es also machen, ja?"

„Der Wunsch einer Kundschaft ist für den Gewerbetreibenden gleichbedeutend mit einem Befehl!"

Ein paar Stunden später befand sich der Ueberzieher daheim, und ich bezahlte ein nettes Sümmchen für die Arbeit. Mein Winterrock aber war noch genau so schäbig wie vorher.

Also setzte ich mich nieder und schrieb meinem Freunde einen Brief folgenden Wortlautes:

„Bester Freund! Der Ueberzieher, den Du mir freundlichst geliehen hast, ist mir aus meinem Vorzimmer gestohlen worden. Ich hielt es als meine selbstverständliche Pflicht, Dir an dessen Stelle einen neuen zu kaufen. Indem ich Dich freundschaftlichst umarme, bin ich Dein . . ."

Ladislaus wollte das Geschenk nicht annehmen. Ich hatte verzweifelte Mühe, ihn dazu zu bringen. Das kann ich doch dem Menschen nicht antun, daß ich ihm erst seinen Ueberzieher wenden lasse und ihn zum Schluß noch behalte! Endlich ‚nach langem Drängen, erklärte er sich einverstanden und staunte nun darüber, wie ausgezeichnet er ihm paßte.

Mir selbst sagte er es zwar nicht, aber ich vernahm es von anderer Seite, wie er sich darüber aussprach, daß es ihm um seinen Ueberzieher, das letzte Werk der Firma Krauskopf, ehe sie pleite ging, leid sei.

Der Winter ging also vorüber und dann noch ein paar Jahreszeiten in der gewohnten Ordnung und Reihenfolge, wie es nun einmal die Gewohnheit ist, ohne daß ein Grund dafür bestand, diese Reihenfolge irgendwie zu ändern. Wir hatten schon längst diesen Vorfall vergessen. Ladislaus trug seinen blauen Ueberzieher und hatte nicht einmal eine Ahnung, daß sein gestohlener gelber so nahe bei dem blauen war.

Eines Tages im Frühling, der Schnee war schon geschmolzen, aber die Schwalben waren noch nicht da, erschien mein Freund Ladislaus aufgeregt bei mir:

„Erinnerst du dich an meinen gelben Ueberzieher?"

Ich erschrak. „Wie denn nicht!"

„An den gelben Ueberzieher, den sie dir gestohlen haben?"

„Ich erinnere mich sehr wohl an ihn!"

„Stell dir vor, ich habe ihn zurückbekommen!"

„Unmöglich!"

„Wahrhaftig, es ist so. Und dazu noch in einem sehr guten Zustande. Als ob er seit jener Zeit beständig im Kasten gehangen hätte."

„Das wird ein anderer sein!"

„Ich erkenne ihn wohl wieder. Es ist genau derselbe."

„Eine merkwürdige Sache. Wie ist das möglich?"

„Ich habe den blauen Ueberzieher, den ich von dir geschenkt erhielt, meinem Schneider gegeben, damit er mir ihn wende . . ."

„Jetzt verstehe ich die Sache schon!" rief ich aus.

„Was verstehst du schon?"

„Nichts, nichts, aber erzähl' nur weiter!"

„Ich sende ihm also meinen blauen Ueberzieher, damit er mir ihn wenden soll und er schickt mir meinen gelben zurück. Ich renne sofort zu ihm, daß das nicht mein Rock sei. Der Schneider schwört bei allen Heiligen, daß es mein Ueberzieher ist. Da sage ich ihm, daß es wohl mein Ueberzieher wäre, aber der alte, der mir gestohlen worden ist . . . Der Schneider ist über diese Aeußerung schwer beleidigt, er zeigt mir die Innenseite, die blau ist . . . Die Folge ist eine Ehrenbeleidigung Er droht mir mit einer Klage, ich solle ihn nicht für einen solchen Esel halten, daß er sich von mir das Wenden eines Ueberziehers bezahlen lassen werde, um mir für diesen Preis einen neuen Ueberzieher zu geben. Ich stand wie perplex und verstand kein Wort von der ganzen Sache."

„Nun, ich werde dir die Sache also erklären," sprach ich. Jetzt also erzählte ich meinem Freunde den ganzen Sachverhalt. Er schlug sich auf die Stirne und rief:

„Nun begreife ich alles!"

„Wieso alles?"

„Daß bei dem blauen Ueberzieher die obere Tasche auf der rechten Seite war und die innere Tasche auf der linken. Bei einem anständigen Rock pflegt das umgekehrt zu sein."

Seit jener Zeit leihe ich mir schon keine Ueberzieher mehr aus . . .

(Aut. Uebersetzung aus dem Ungarischen.

Müllers natürliche Haltung.

von Bert Brecht.

Wir hatten gegessen, saßen bei einer Zigarre und durchsuchten unsern Bestand an Gesprächsthemen. Das Aktuelle war durchgesprochen, und wir nahmen zunächst der Vorsicht halber noch einmal den Niedergang des Theaters vor, und dann kamen wir, nach und nach Mut schöpfend, auf Müller zu sprechen. Müller, den Ingenieur, Müller, den Erbfeind. Müller war ein heikles Thema, weil er, sogar wenn er nicht da war, sich als ein unfehlbarer Zankapfel erwies.

Es lagen, schmerzlich genug für uns, eine ganze Anzahl Fälle neueren Datums gegen ihn vor, aber Pucher wollte endlich eine ältere, schon etwas angegraute Geschichte aufs Tapet bringen. Er wollte sie anscheinend los werden.

„Ich habe einmal mit Müller ein Geschäft vorgehabt," fing er an. „Zu diesem Zweck bin ich mit ihm geflogen. Wir flogen von Berlin nach Köln. Müller wollte mich dort mit einer Gesellschaft zusammenbringen, die meinen Anlasser zwecks Vertrieb in größerem Umfange unter die Lupe nehmen wollte. Wir hatten vor, die Sache gemeinsam zu machen. Müller wollte mehr die geschäftliche Seite der Sache übernehmen, er brachte, wie gesagt, auch die Gesellschaft mit ins Geschäft. Müller sagte, er glaube, wir paßten gut zusammen, wir kannten uns genau ebenso lange, wir wir ihn leider alle kennen.

Wir saßen also in einem dieser hübschen, stählernen Dinger, das heißt, eigentlich sind sie ja aus Blech. Müller war von Anfang an schlecht gelaunt, er schob es mir gegenüber auf das Rauchverbot. Aber schließlich war er es gewesen, der das größte Gewicht darauf gelegt hatte, daß wir im Flugzeug und nicht im Zuge fuhren.

Wir wollten die Sache noch einmal durchsprechen, aber es erwies sich gleich, daß das mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil der Lärm der Propeller, es sind drei Stück, viel zu laut war, als daß man in Ruhe hätte sprechen können. Müller brüllte gleich, als der Motor anlief, also noch auf ebener Erde, zu mir herüber: „Man versteht kein Wort! Ekelhaft!" Dabei war er schon mindestens ein Dutzend mal geflogen.

Als es dann hochging, brüllte er nichts mehr, sondern saß „in sich gekehrt" auf seinem Korbsesselchen und musterte den Horizont. Ich war noch nie geflogen und hatte zuerst sozusagen alle Augen voll damit zu tun, dieses Phänomen zu studieren. So sah ich mich erst, als wir schon etwa hundert oder zweihundert Meter hoch waren, nach Müller um. Und nun schien mir gleich — es hat gar keinen Wert, wenn ihr es bezweifelt —, daß Müller Angst hatte.

Ihr braucht gar nichts zu sagen, ich weiß. Müller war im Felde, Stoßtrupp usw. Bekam das E. K. I nur deswegen nicht, weil keine Disziplin im Leibe, ich weiß. Aber jetzt hatte Müller Angst, und er bemühte sich auch gar nicht, sie zu verbergen. Er sah immerfort mißmutig durch die kleine glasverschalte Luke auf den Piloten, und jedesmal, wenn die Kiste ein paar Meter heruntersackte, hielt er sich krampfhaft an seinen Armlehnen fest, und von Anfang an hatte er als einziger den Gurt umgeschnallt. Dabei weiß man doch, daß diese großen stählernen Burschen sich mindestens so sicher durch die Luft bewegen, wie eine Lokomotive auf dem Boden, und daß man das auch nach den ersten paar hundert Metern genau merkt.

Ungefähr nach 10 Minuten holte Müller aus seiner Brusttasche langsam sein Notizbuch hervor, schrieb mit einigen Unterbrechungen, wo er auf den Piloten vorn schaute, ein paar Zeilen auf ein Blatt, riß es aus und reichte es mir herüber.

„Glaubst du nicht, daß in 20 Jahren kein Mensch überhaupt mehr begreift, wie sich erwachsene Leute in ein solches Ding setzen konnten? Sieh dir nur das Blech an! Möchte wissen, ob sie das dann Dummheit oder Heroismus heißen! Müller."

Als ich von dem Sessel aufsah, saß er ganz unberührt auf seinem Sesselchen und schaute, als wäre nichts geschehen, seitwärts aus dem Fenster, aber einige Minuten später deutete er, säuerlich grinsend, nach dem Propeller auf seiner Seite und brüllte herüber:

„Ein Lärm, wie bei einem Erdbeben! Warum donnert eine Schwalbe nicht so?"

Und er schüttelte seinen dicken Kopf, als verstünde er es überhaupt nicht mehr, daß ihm dies nicht schon von allem Anfang an aufgefallen war. Er meinte natürlich, es müsse ein ganz gewaltiger Konstruktionsfehler sein, der diesen Lärm verursachte, und er dachte wahrscheinlich, daß die Flugzeuge in 20 Jahren nicht so unnatürlich lärmen würden. Als wir in Hannover heruntergingen und uns auf dem Flugplatz, während die Post eingenommen wurde und ein Passagierwechsel stattfand, bei einer Zigarette die Füße vertraten, fügte er noch hinzu:

„Wenn etwas so kracht, ist es nicht in Ordnung."

Dann setzte er mir auseinander, daß es schon unsinnig sei, wenn so ein Ding, das zwei Mann bequem vom Platz schieben können, 240 Pferdekräfte brauche, um in der Luft, wo überhaupt kein Widerstand sei, vom Fleck zu kommen. Derlei kramte er noch mehr aus, und knapp, bevor wir einstiegen, schloß er seinen Gedankengang ab mit der Bemerkung, das ganze Prinzip sei falsch.

Bis Essen verhielt er sich vollständig ruhig und lachte nur einmal höhnisch auf, als wir ein paar Meter absackten. Aber in Essen, in den 10 Minuten auf dem Flugplatz, erzählte er mir hastig von einem Flug, den ein entfernter Bekannter neulich bei schlechtem Wetter erlebt hätte:

„Gleich zu Beginn hatte man auf dem Flugplatz den drei Passagieren gesagt, es sei zweifelhaft, ob der Flug stattfinden könne, da über dem Taunus schlechtes Wetter sei. Sie hatten eine Stunde über die Abfahrtszeit hinaus gewartet. Aber einer von ihnen war ziemlich nervös, weil seine Reise eilig war, und er mit dem Zug auf keinen Fall mehr rechtzeitig zu einer wichtigeren Unterredung kommen konnte. Dann bestimmte die Flugleitung, daß der Pilot „es versuchen sollte". Die Leute stiegen mit etwas gemischten Gefühlen ein.

„Dabei mußt du dir denken," sagte Müller, daß „der Himmel auf dem Startplatz vollkommen blau war. Genau wie der hier. Das Gewitter war nur über dem Taunus."

„Nun, sie flogen auch anfangs ganz stabil, aber dann kamen sie eben an den Taunus. Von blauem Himmel keine Spur mehr. Alles um sie herum sah ganz merkwürdig dick aus, verstehst du. So wie nasse Leintücher ungefähr. Und das Flugzeug bockte wie eine Heuschrecke. Der Mann, der das Ding lenkte, „versuchte" nun, wie es in dem Kauderwelsch dieser Dilettanten heißt, aber rede doch nicht, das sind doch Laien, die ganze Geschichte ist doch erst ein paar Jahre alt, hast du je gehört, daß ein Mensch auf einem Stück Blech in der Luft herumfuhr? Besteht doch auch gar keine Notwendigkeit! Ist tausend Jahre ohne gegangen! Also der Pilot versuchte, durch die gewittrige Schicht durchzustoßen, das heißt, er riß die Kiste hoch. Er kam etwa 1800 Meter hoch, und als er oben war, sah er erstaunt, daß es dort oben genau so war wie weiter unten, nämlich ziemlich zugig, was ich ihm schon unten hätte sagen können."

„Du warst doch gar nicht dabei," sagte ich, angewidert durch seinen überheblichen und höhnischen Ton, in dem er die Geschichte erzählte.

„Nun, dann hätte es ihm mein Bekannter sagen können, den er mit hinaufnahm. Das heißt, wenn er nicht wie ein Koffer, den jemand falsch in ein Gepäcknetz gelegt hat, von einer Seite auf die andere geworfen worden wäre. Das wurde er nämlich jetzt. Das Flugzeug rutschte plötzlich einfach nach rechts ab, unaufhaltsam. Etwa zehn Meter.

Dann fing sich das Ding wieder, ging wieder etwas hoch und rutschte wieder ab, genau ebenso wie vorher, zehn Meter. Mein Bekannter hatte gleich das erstemal mit seinem rechten Ellenbogen beim Abrutschen die Scheibe durchgeschlagen, so daß es jetzt bequem hereinhageln konnte. Hagel, Wasser, alles, was draußen war, kam jetzt herein, und du kannst es mir glauben, die Leute innen hatten vollkommen genug davon. Mehr oder weniger bereiteten sie sich jetzt langsam auf das Ende ihrer Tage vor. Sie sahen noch einmal blitzartig usw. und das war auch das Klügste, was sie tun konnten. Dann machte der Pilot diesem Zustand ein Ende.

In Höhe von 1800 Meter, als er sah, daß es oben genau so war wie unten, beschloß er, nunmehr wieder nach unten zu gehen, wo er sich doch wohl mehr zu Hause fühlte. Er stellte den Motor ab, und das Flugzeug fiel einfach kopfüber herunter wie ein Spazierstock. Du mußt dir das vorstellen! Du hast schon eine Menge durchgemacht oben, du bist überhaupt nur mehr ein Koffer, der sein Leben schon blitzartig vor seinem inneren Auge vorbeiziehen gesehen hat, und jetzt hört das Motorgeräusch mit einem Schlage auf, der Sessel unter dir hebt sich in die Höhe, dein Kopf fällt vor und nach unten, und du saust, eventuell mit deiner aufheulenden Mitpassagierin direkt im Genick, unaufhaltsam in die Tiefe.

Der Mann ging von 1800 Meter herunter bis auf 30 Meter, verstehst du, was das heißt: 30 Meter — das ist so nahe am Boden, daß du jeden Feldstein sehen kannst, und du siehst ihn auch, denn das Ding ist ja auf den Kopf gekippt, und du siehst von deinem „Platz" aus direkt durch die Luke vorn den Boden. Der Boden hinwieder saust unaufhaltsam auf dich zu. Ihr müßt euch bald treffen; was heißt bald? Sofort, gleich, in diesem Augenblick und erst jetzt, also einen Augenblick vor diesem Augenblick, setzt der Motor wieder ein, es gibt einen Ruck und das Ding fängt sich wieder einigermaßen und entschließt sich gerade noch rechtzeitig für die Horizontale.

In einer halben Stunde waren sie wieder am Startplatz zurück. Der „Versuch", über den Taunus zu kommen, konnte als mißglückt gelten.

„Ja," sagte Müller, sich an dem Nickelgriff zum Kabineneingang hochziehend und einen Blick auf den Himmel werfend, denn wir fuhren weiter, „so ein Ding hat es in sich."

Auf diesem letzten Teil des Fluges schien sich Müller, nachdem er sich ausgesprochen hatte, bedeutend leichter zu fühlen. Er war ja auch, wie gesagt, schon öfters geflogen. Wir kamen unversehrt nach Köln. (Uebrigens ist Fliegen eine wirklich angenehme und komfortable Art zu reisen und keine Spur gefährlich!) Aber jetzt begann erst der unangenehme Teil der Geschichte. Ich will das kurz machen.

Wir kamen mittags an und sollten abends mit den Leuten von der bewußten Gesellschaft soupieren. Am nächsten Morgen wollten wir dann wieder zurückfliegen.

Den Nachmittag verbrachten wir damit, herumzubummeln, und Müller war ganz aufgeräumt. Er hatte kein Wort weiter über sein Verhalten von heute morgen verloren, es schien ihm keinerlei Entschuldigung zu bedürfen. Und, na, kurz und gut, ich war willens, es zu vergessen. Aber da platzte die Bombe, wo ich sie gar nicht erwartet hatte.

Abends um 9 Uhr im Hotel, als ich mich eben zum Essen umzog, klopfte es, und herein kam Müller in seinem Reiseanzug, mit seiner Reisetasche in der Hand. Die Handtasche stellte er auf einen Stuhl neben meine Stiefel, sah mit einem mißbilligenden Blick die gewisse Unordnung, in die ich das Zimmer versetzt hatte, und sagte ganz trocken:

„Also, mein lieber Pucher, aus dem Souper kann nämlich nichts werden."

Ich muß wohl etwas erstaunt geschaut haben, denn er fuhr gleich fort, und zwar rein geschäftsmäßig:

„Wie du siehst, habe ich mich erst gar nicht umgezogen, ich fahre gleich wieder nach Berlin zurück. Der Zug geht 11.15. Wenn du nicht zu lange brauchst mit dem Ausziehen und Wiedereinpacken deiner seriösen Kluft, kannst du noch mitkommen. Denn wozu eine Nacht in Köln herumliegen ohne Zweck."

„Mach keine Witze, Müller," sagte ich.

„Es ist mir gar nicht nach Witzen zumute, die ganze Sache ist äußerst peinlich für mich. Ich gebe zu, daß sie auch für dich etwas peinlich ist, aber nicht so wie für mich. Schließlich kennst du die Leute ja gar nicht, aber mich kennen sie. Ich will dir etwas sagen. Dieses Geschäft hätte doch nur einen Sinn gehabt, wenn wir beide darin hätten zusammen arbeiten können, nicht wahr? Na, siehst du, gerade das ist unmöglich. Wir passen nicht zusammen. Wie du dir denken kannst, rede ich jetzt von heute morgen. Glaube nicht, daß ich dich nicht beobachtet hätte. Ich weiß auch genau, daß du zum erstenmal geflogen bist. Nein, sage lieber nichts."

„Was heißt das: sage nichts? Was heißt das Ganze überhaupt? Willst du etwa behaupten, daß ich mich feig benommen hätte, du, der . . . . Du, ich verbitte mir ein solch wahnsinniges Gewäsch. Ich denke, es war allerhand von mir, daß ich nichts zu deinem Verhalten gesagt habe. Aber auch das hat, weiß Gott, nichts mit dem Geschäft zu schaffen."

Ich habe nie begriffen, wie Müller so etwas anfing, aber tatsächlich, er schien völlig erstaunt.

„Wieso?" sagte er. „Wieso hat das nichts mit dem Geschäft zu tun? Du hast dich doch benommen wie ein Narr. Du fliegst hinauf in die Luft in irgendeinem Ding, das dir einer als sicher aufgeschwatzt hat, und sitzt da wie ein Regenschirm, ohne jedes Zeichen irgendeiner Lebendigkeit. Wie ein Halbidiot, entschuldige, der nicht merkt, was mit ihm gemacht wird, und ich will meinen Kopf essen, wenn du das nicht noch Mut nennst. Ich sage dir: ein Mensch, der in ihm unbekannten Situationen nicht die natürliche Haltung einnimmt, die in diesem Fall Besorgnis auszudrücken hat, der beweist dadurch nur, daß er keinen natürlichen Instinkt hat. Kurz und gut: ich mache kein Geschäft mit dir zusammen auf. Leute wie du sind imstande, und nehmen von ihrem Kohlenmann einen Wechsel an. Du hast einfach nicht jenes primitive Minimum an Mißtrauen, das jedes beliebige Vieh hat, und ohne das es auf einem Planeten wie diesem einfach zugrunde geht."

Sprach's und schlug sich seitwärts in den Lift.

Der unbeliebte Arzt.

Eine Geschichte aus Peru von Ventura Garcia Calderon.

Zehn Stunden auf den Felsenwegen der Anden unter den akrobatischen Kunststücken der Kondore, zehn Stunden im Sattel durch die Berge Perus: da haben Sie das wirksamste Mittel gegen Schlaflosigkeit. Also muß man schon glauben, daß ich den Teufel im Leibe hatte — oder war es, weil die Umgebung übermäßig trostlos wirkte? Völlig angekleidet, die Reitstiefel an den Beinen, las ich, auf dem harten Lehmbett in der Hütte des Tambos ausgestreckt, eine alte Zeitung. Welche, ist nicht von Bedeutung. Schließlich auch eine Art und Weise, sich beim Anschauen des unter seinem Kabeljau gekrümmten Matrosen, der in jener Zeitung Südamerikas allen Blutarmen die Emulsion Scott verschreibt, die Erinnerung an Zivilisation und ihre fernen Städte wachzurufen.

Eine Stimme in meiner Nähe, eine rauhe Säuferstimme, murmelte im Dunkel: „Vielleicht ist der Herr so gut, seine Kerze auszulöschen, damit ich schlafen kann."

Nachgiebig griff ich nach dem Licht und versuchte es auszublasen, als dieselbe Stimme höflich bemerkte:

„Bemühen Sie sich nicht!"

Eine Kugel pfiff an meiner Hand vorbei und löschte die Kerze. Neuling in der Sierra, wenig gewöhnt, an solche extravagante Manieren, antwortete ich erst einmal mit zwei Kugeln. Doch die Stimme, jetzt spöttisch, ließ sich wieder vernehmen:

„So ein Barbar! Beinahe hätte er mich erschossen. Verstehen Euer Gnaden denn nicht, daß es nicht bös gemeint war?"

Man muß dann sein wie ein Gringo, um nicht zu wissen, daß seine Art, die Kerze in der Hand eines gähnenden Nachbars auszulöschen, die allergescheiteste ist. Wohlverstanden, man riskiert, auch die Hand zu durchbohren, aber da er auf den Wettschießen stets den ersten Preis bekam! Das war es, was er mir zehn Minuten später zu verstehen gab, als wir gut Freund wurden, und ich meine Kerze wieder ansteckte, damit wir uns in Augenschein nehmen konnten.

„Ein Smith and Wesson!" meinte er, mit zärtlichem Blick nach meinem Revolver greifend: „Sie erlauben,"

Ich erlaubte. Er verschoß ein paar Kugeln ins Dach, nur um das schöne Mordinstrument knallen zu hören, und die durch den Revolver erweckte Sympathie strahlte weiter aus auf seinen Besitzer.

So kam es, daß wir uns um vier Uhr morgens gemeinsam auf den Weg machten, und gegen Mittag diente mein weittragender Smith and Wesson dazu, eine vor ihrem Felsenloch hüpfende Vizcacha umzulegen. Im nahen Weiler, dessen kleine, im spanischen Stil erbaute Kirche mit ihrer Glocke eifrig nach den Kondoren winkte, wollten wir sie braten lassen.

Mein neuer Freund, Concepcion Cabral — ein weiblicher Vorname, aber ich versichere Sie, daß dieser Mestize sehr Mann war — wollte die Tragweite meines Revolvers an der grünlich schimmernden Kirchenglocke erproben. Eine schöne, eine geweihte und sonore Glocke, die dort oben seit Jahrhunderten läutete! Aber fraglos auch ein prächtiges, bewegliches Ziel für einen „1. Preisschützen". Klugerweise äußerte ich, daß unser Braten in den Händen des Tambowirts vielleicht ein zweifelhafter Genuß werden könnte und es wohl angebracht wäre, mit unserer Vinzcacha zum Pfarrer zu gehen. Warum sich also mit dem wegen einer alten Glocke überwerfen?

Ein Pfarrer in der Sierra meines Landes ist ein Feudalherr im kleinen — ebenso gastfreundlich, ebenso geschickt in dem Gebrauche der Waffen. Und in seiner riesengroßen Küche werden die Tiere, die von den zerknirschten Indianern aus Angst vor der Hölle herbeigeschleppt werden, im ganzen geröstet.

Das Mahl war üppig. Eine zierliche Gevatterin — weiß gepudert, um diesem jungen Mann aus der Hauptstadt zu zeigen, daß man auch hier alle Raffinements kannte —, reichte uns große Mates aus Zuckerrohrschnaps. Ich weiß nicht, wieviel Grad dieser brandstiftende Alkohol besaß, doch der Pfarrer versicherte ernst, daß er im Gebirge seine ganze Kraft verlöre. Als es uns zu heiß wurde, trug man wunderbar reife Wassermelonen auf, deren delikates, aber auch gefährliches Fleisch so gut den Durst stillt.

Mein neuer Freund, Concepcion Cabral, verschlang eine ganze Melone, dann eine zweite, dann eine dritte . . . und die Sympathie für ihn wuchs, denn es zeugt von großer Artigkeit, bei einem Amphyrion „ordentlich" zu essen.

Als wir sechs Stunden später in Oclatampu bei seiner Frau, einer kleinen, schüchternen Indianerin, ankamen, überließ mir Concepcion großmütig sein eigenes Bett und legte sich selbst auf die blanke Erde. Alle Viertelstunde schlüpfte er jedoch hinaus, und mir schien es, als beklagte er sich mit unterdrückter Stimme:

„Diese verflixten Melonen des Pfarrers!"

Frühmorgens sah ich beim Schein meiner treuen Kerze den gigantischen Mestizen, wie ein Knäuel zusammengerollt, in seinen Poncho beißen, um nicht vor Schmerz zu heulen. Die in Peru so schreckliche Ruhr tobte in seinem Körper.

Eiligst holte seine Frau die ganze Verwandtschaft, die ihn mit dem feierlichen Schweigen völlig resignierter Menschen umstand. Der Mann wälzte sich am Boden, krümmte sich, Schaum auf den Lippen, die Augen getrübt durch einen unsichtbaren Schatten, obgleich die aufgehende Sonne die Hütte mit einem Feuerstreifen durchzog, in dem der Staub in wirbelnden Wölkchen verbrannte. Zärtlich fragte seine neben ihm kniende Frau: „Taitita, hast du Durst?"

Es schien, als bewegte er die Lippen, und man goß reinen Alkohol auf seine violette Zunge. Dann riß sich der Zauberer des Dorfes mutig einige Augenbrauen aus, um sie nach den vier unheilvollen Winden zu blasen — nach den bösen Geistern, die einen in der Süße trügerischer Nächte überfallen. Warum kämpfen, Man muß sich dem Tod unterwerfen, und die Seele findet schneller den Weg zum Sonnenvater, wenn man in den verzerrten Mund einen Liter Alkohol schüttet, dann erst die Cocablätter für die Reise hineinlegt.

Empörung ist ein der Jugend eigener Charme. Ich schrie der zitternden Frau zu, den Schnaps beiseite zu stellen und ließ ihren Mann gewaltsam das Bismut aus meiner Satteltasche schlucken. Einen ganzen Tag, eine ganze Nacht blätterte ich — ein improvisierter Arzt — in meinem „Ratgeber für Krankheitsfälle". Medikamente verordnend, die Wunder taten.

Beim Morgengrauen öffnete der Kranke die Augen, wischte mit der Hand über seinen sabbernden Mund und hörte staunend, was seine Frau ihm zutuschelte.

„Senor," rief er, halbaufgerichtet, „nächst Gott verdanke ich Ihnen alles!"

Eine seltsame Musik unterbrach ihn. Als ob peruanische Flöten aus den Hugeos der Toten die düstere Melodie hervorgeholt hätten, eine immer wiederkehrende, durch dumpfes Trommeln abgeschnittene Kadenz. Ohne Zweifel war es die klagende Stimme der nächtlichen Anden — die süße, oft und klagende Stimme der nächtlichen Anden — die süße, oft und oft unterwegs gehörte Stimme, wenn ein Indianer auf seiner Quena aus wildem Rohr die Sterne anrief, die um die tote „Mutter Mond" tanzten . . . Aber um sieben Uhr morgens war diese Musik unheimlich.

Durch die Tür der Hütte sah ich sie hereinkommen, paarweise geordnet, wie zum Fest gekleidet. Wenn Sie nichts von Indianerbräuchen wissen, werden Sie wohl fragen, welches Fest man denn an diesem Tage begehen wollte . . . Nun wohl, die Leichenfeier: diese Leichenfeier, die für die geknechtete Rasse laute, rauschende Erlösung ist: eine Woche lang trinkt man, tanzt man — selbst die Witwe —, kann man, den Tod feiernd, das Leben noch ertragen.

Doch diese Weisheit ist nicht für einen weißen Mann geschaffen. Zornrot im Gesicht, wie ein Tobsüchtiger brüllend, trieb ich den prunkvollen Zug mit meinem Revolver in die Flucht, und die unglücklichen Indianer ließen, um sich selbst inSicherheit zu bringen, die bauchigen Maisweingefäße fallen, ihre Kürbisschalen mit dem in unterirdischen Gewölben gekühlten Zuckerrohrschnaps. Nur ein schönes Mädchen, das die violette Manta der Trauer wie eine Fürstin trug, blieb stehen, um mich aus weiten Augen mit weissagenden Haß anzusehen. Dann spuckte sie mich an, ohne die Lippen zu bewegen, mit der Präzision eines Lamas.

Aus einer unsichtbaren Schleuder flitzte ein Stein, zersetzte mir die Stirn . . . und beim Anblick des Blutes schwand mein Zorn. Ich begriff. Um einen Menschen vom Tode zu erretten — der endgültigen Befreiung, der einzigen sichern Belohnung —, hatte ich eine wunderschöne Trauerwoche mit den erhabenen Klagen von Stimmen und Flöten vereitelt. Ah, ich war ein Störenfried, ein Zauberer, der Tote auferweckt, ohne daß ihn irgend jemand darum gebeten hätte. Sei es 'drum! Concepcions Dankbarkeit sollte mir genügen . . .

Aber nein, auch der war nicht ganz zufrieden und gab es mir sehr artig zu verstehen. Wohl hatte ich ihn gerettet, doch dabei tausendjährige Gewohnheit durchbrochen, den Willen der Götter wie den Zorn der Menschen herausgefordert. Ob er noch so sehr Mestize war, er dachte und fühlte wie der Indianer.

„Sie werden euch töten, Senor!" sagte er mir mit prächtiger Gewißheit. „Nie weiß man, wie — ein Stein, vergiftete Chic . . ."

Auf seine Bitten hörend, schlüpfte ich bei Einbruch der Dunkelheit aus dem Dorf, die Sporen eingesetzt, den Revolver auf die musikalische Nacht gerichtet, die auf der Quena schon die Süße meiner eigenen Leichenfeier besang.

(Berechtigte Uebertragung aus dem Spanischen von Otto Albrecht van Bebber.)

Der Kapitän.

Von Alfred Polgar.

Der Kapitän des kleinen Dampfers ist der Kapitän. Er ist aber auch der Steuermann. Er verkauft die Fahrkarten und zwickt ein Loch in sie. Er hilft das Gepäck ans Land schaffen. Ueberdies gehört ihm der Dampfer.

Ein paar Haltestellen sind dem Schiffe Pflicht. An einigen — „Privatlandungssteg" sagt das Täfelchen — legt es nur an, wenn die Bewohner dort eine kleine Fahne hissen. Aus Kulanz tut der Kapitän so.

Er steht auf der Kommandobrücke, das Steuerrad in harter Faust, und ruft durch das Sprachrohr hinab: „Vorwärts" und „Stopp!"

Im Bauch der „Helene" ist der Heizer tätig. Nachts, wenn Helene schläft, schimmert ein Licht durchs Kajütenfenster. Der Heizer wohnt im Schiff und bewacht es. Er schreibt Briefe oder liest Zeitung oder fettet seine Stiefel oder träumt oder döst vor sich hin oder hält Zwiesprache mit Gott, mit dem Teufel . . .

„Helene" hat ein Heck, einen Bug, einen Kiel. Alles hat sie, sogar eine Gallionfigur, einen hölzernen Triton mit Dreizack. Umwittert ist sie von dem kühnen, salzigen Wortschatz der Nautik. Sie hat einen Fahrplan und eine Flagge und ein Rettungsboot und kann pfeifen, und dem Kapitän klirrt ein Kompaß an der Uhrkette. Aber er braucht ihn nicht einmal des Nachts; der gestirnte Himmel wär' ihm Wegweiser genug.

Der Kapitän ist fünfundfünfzig Jahre alt. Er hatte eine Frau, die hieß Helene, betrog ihn, weil er ihr vertraute, ging unter, in die Tiefe. „Helene" steuert er nun mit harter Faust, kein blinder Passagier wird geduldet, ein verläßlicher Gefährte hütet ihr innerstes Feuer und wacht wider die Gefahren der Dunkelheit. Im Frieden war der Kapitän Kapitän, ein richtiger Kapitän auf einem richtigen Schiff. Er war „Kapitän weiter Fahrt" der österreichischen Handelsmarine, und auf allen Ozeanen schrillte seine Befehlspfeife. Der Krieg und die Engländer erwischten ihn irgendwo in asiatischen Gewässern. Vier Jahre hockte er im Interniertenlager und träumte von Helene, die nicht von ihm träumte. Als er in die Heimat kam, war verschwunden, was er geliebt hatte: Helene, die österreichische Handelsmarine, Gin, der tröstende Schnaps, und das Meer. Das lag nun jenseits der Grenzen und der Möglichkeiten. Es war fort und fern, wälzte sich in fremdem Bett, spottete der verstorbenen österreichischen Handelsmarine. Gin gab es keinen.

Der Kapitän verfiel in Trübsal und schlechten Slivowitz und lernte chauffieren. Eines Tages kam er an den schwarzgrünen, tief im Tal versteckten Alpensee. Dort faulte und rostete, außer Dienst, ein alter, kleiner Dampfer namens „Franz Joseph I.". Der Kapitän kündigte seine Chauffeurstelle, blieb im Ort. Ein paar Dollars waren sein: die setzte er an den Kauf seines verwitterten Kastens. Navigere necesse est. Ferner erwarb er den Dackel des Metzgermeisters und nannte ihn „Gin"

Den „Franz Joseph I." aber taufte er „Helene II.". Der Kapitän weiter Fahrt ist nun Kapitän allerengster Fahrt. Vier Kilometer lang und drei Kilometer breit ist das Aquarium, darin der alte Seefisch sich tummelt. Es genügt ihm. Sein Leben hat sich nicht eigentlich verändert, nur, in geometrischem Sinn, „verjüngt". Es ist kleiner geworden, gedrängter, ein Bruchteil seiner natürlichen Größe, wie unter den Abbildungen der Lehrbücher steht. Alles ist noch da: Helene, Schiffahrt, Kapitänschaft, nur ein wenig anders, als es war. Aber das sind Nuancen. Fische springen im See, Menschen sind in ihm ertrunken. Wenn dicht versponnen und verwebt die Regenfäden überm Wasser hängen, nimmt das Auge keine Küste wahr, ins Unendliche läuft die ganze Woge. Der Kapitän hat die Kappe mit dem goldgewirkten Anker fest auf die Glatze gedrückt, der Ozean singt im Aquarium, hinter dem Gespinst von Luft und Wasser wehen Ceylons Palmen.

So weit war alles gut. Bis das Motorboot des Sommerfrischlers kam. Das störte den Traum und zerriß die Illusion. Mit seiner Kielfeder zog es weiße Streifen über den See, strich ihn einfach durch. Es verriet die Entfernungen als Nähen. Eine seidene Phantasiefahne wimpelte vom Bug, der Mann am Steuer hatte eine Mütze mit doppelter Goldtresse. „Aladar" hieß das Boot. In koketten Schleifen schwärmte „Aladar" um „Helene II." und flitzte ihr mit den Schnörkeln seiner leichten Lebensauffassung durch die Fahrbahn.

Der Kapitän haßte das Motorboot. Und liebte es. Eines Tages wurde „Aladar" auseinandergenommen und verpackt. „Wir haben es ausprobiert", sagte der Besitzer, „und gehen nun ans Meer mit ihm."

Dem Kapitän machte „Helene" keine Freude mehr. Er hat den Plan, sie anzustreichen, fallen gelassen. Er landet nur mehr, wo er muß. Vergeblich hissen die „Privatlandungsstege" das Fähnchen.

Denn „einmal stirbt die Sehnsucht doch", wie Peter Altenberg dichtete.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, dem Buche „An den Rand geschrieben" von Alfred Polgar entnommen.)

Humor.

Rot oder weiß. Ein kleiner Junge kommt in eine Kneipe und verlangt ein Glas Schorle Morle. — „Rot oder weiß" fragt der Wirt. — „Das ist egal," antwortete der Junge, „es ist für einen Blinden."

Die Kennerin. Junge Dame: „Ich möchte einen Hund kaufen, eine Art Windhund. Aber mit kurzem Schwanz, großem Kopf, kürzeren Beinen und den Körper nicht so dünn. Haben Sie solch einen Hund?" — Händler: „Nein, diese Art Hunde ertränken wir gleich nach der Geburt."

Langweilig. „Denken Sie bloß, gestern war ein Bekannter bei mir, und plötzlich kann er doch nach einem Gähnen seine Kiefer nicht wieder zusammenbringen." — „Nicht möglich! Was hatten Sie ihm denn erzählt?"

Die moderne Puppe. „Um Himmels willen, warum steckt Ihr denn die schöne neue Puppe in den Ofen?" — „Sie ist doch tot, Mutti, und hat in ihrem Testament bestimmt, daß sie verbrannt wird."

Früh übt sich. „Vater, gib mir doch mal rasch einen Groschen." — „Wozu denn?" — „Draußen ist ein Bettler, dem möchte ich gerne einen Sechser geben."